Titel :	Köster, Adolf : Fort mit der Dolchstoßlegende
Beilagen :	
Erscheinungsort :	Berlin
Seitenzahl :	100 S.
Erscheinungsjahr :	1922
Format :	14 x 21,5 cm
Jahrgang :	
Signatur d. Orig. :	K 16/549
Masterfiche :	MP 21216 a
Duplikat :	MP 21216
Aufnahme-Faktor :	
mikroverfilmt am :	
durch :	

Fort mit der Dolchstoßlegende!

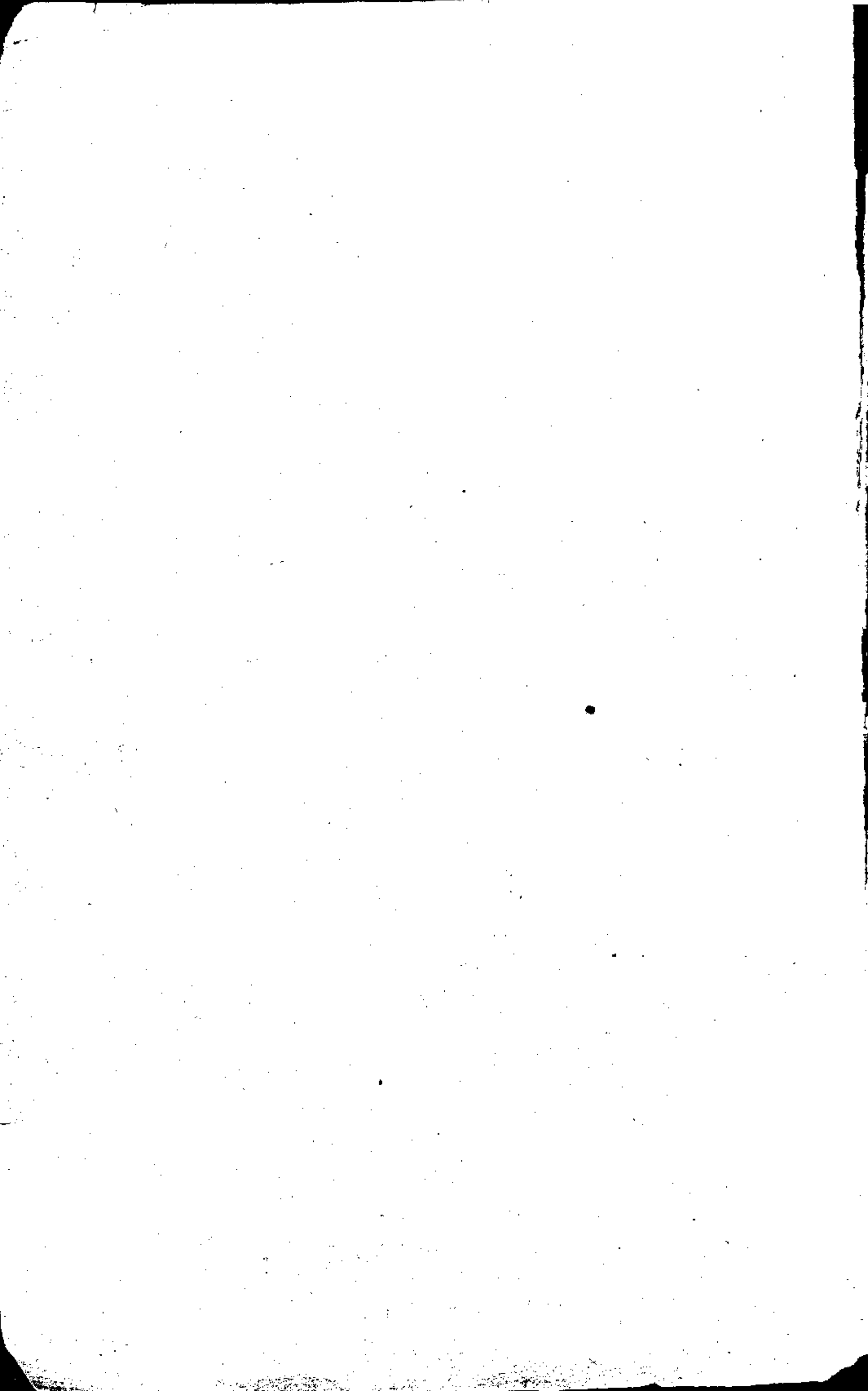
Warum wir 1918 nicht weiterkämpfen konnten.

Von

Dr. Adolf Koester
Reichsminister des Innern



1922
Verlag für Politik und Wirtschaft, G. m. b. H.
Berlin W 35



Fort mit der Dolchstoßlegende!

Warum wir 1918 nicht weiterkämpfen konnten.

Von

Dr. Adolf Koester
Reichsminister des Innern



1922
Verlag für Politik und Wirtschaft, G. m. b. H.
Berlin W 35

Vorwort.

Das Schriftchen, das hier erneut dargeboten wird, hat ein Schicksal erlebt, das ich bei seiner Abfassung nicht ahnen konnte. Es hat Regierung und Parlamente, Parteien und Presse beschäftigt. Ich bin beschimpft und belobt, öffentlich und privat, anonym und unter Namensnennung. Das tut mir nicht leid. Vielmehr bin ich durch die zahllosen Erörterungen, die dieses Schriftchen nach sich gezogen hat, bestärkt in meinem Glauben, daß es sich bei der von mir aufgeworfenen Frage um eine Kernfrage unseres moralischen Wiederaufbaues handelt. Sie muß immer wieder gestellt und es muß eine Antwort gefunden werden, die das Volk eint, statt es zu zerreißen.

Eine solche Antwort ist hier versucht: **Wir sind durch die Blockade bezwungen worden.** Das muß allgemeines Erkenntnisgut werden. Solange noch große Teile unseres Volkes glauben, daß wir nur deshalb nicht weiterkämpften, weil Verschwörer, Schlappmacher und Phantasten uns daran gehindert haben, solange wird aus diesem Volke keine Nation. In Deutschland wächst ein neues Nationalbewußtsein auf. Es wird demokratisch sein oder es wird nicht sein. Wenn es sich aus der Dolchstoßlegende nährt, wird es keine Dauer haben.

Es ist mir vorgeworfen worden, daß ich die revolutionäre Unterwühlung der Front unterschätzt habe. Auch mir sind die Prahlereien bekannt, mit denen heute gewisse revolutionäre Literaten kalendermäßig ihre Urheberschaft an der deutschen Revolution dartun wollen. Ich bin im Detail auf sie ebensowenig eingegangen wie auf die Menükarten gewisser Stabsquartiere, die ebenfalls für den Zusammenbruch verantwortlich gemacht worden sind. Mit solchen Läppereien schreibt man keine Geschichte.

Es gibt im Ausland militärische Renommisten, die uns heute — nach dem Siege der Gegner — weismachen wollen, das

Ausland wäre ein paarmal ganz nahe am Rande des Abgrunds gewesen. Sie erzählen das, damit ihr eigener Ruhm um so strahlender hervortritt. Das wundert mich nicht. Es ist immer so gewesen. Was mich wundert ist nur dies, daß gutgläubige deutsche Militärs auf diese Renommistereien hereinfallen und heute noch nicht begreifen wollen, warum wir trotz dieser „stories“ den Krieg dennoch verloren haben.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie schnell Deutschland den Zustand der physischen und psychischen Verkommenheit, aus dem heraus es Waffenstillstand schließen mußte, vergessen hat — wie schnell besonders die lebendige Erkenntnis von der Unzulänglichkeit der politischen und militärischen Leitung des kaiserlichen Deutschland in großen Teilen des Volkes systematisch wieder ausgerottet worden ist. Ich persönlich bleibe bei meiner These, daß wir in diesem Krieg letzten Endes der physisch-technischen Ueberlegenheit unserer Gegner und den Wirkungen der Hungerblockade unterlegen sind, daß auch eine andere Führung als diejenige des Delbrückschen Ludendorff, eine andere Führerschicht als diejenige der preußischen Militärbürokratie, eine andere widerstandsfähigere Bevölkerung als die politisch untrainierte des kaiserlichen Deutschland diesen Krieg nicht siegreich hätte bestehen können. Immerhin erscheint es mir heute, wo ein Mann wie der ehemalige Generalmajor v. Wrisberg auf kompilierte Zeitungsartikel und Flugblätter die Ursache der Niederlage eines großen Siebzig-Millionen-Volkes zurückräsonieren will, nicht ohne Interesse, einmal wieder auf das wertvolle Zeugnis eines seiner politischen Gesinnung nach unverdächtigen Mannes hinzuweisen, wertvoll deswegen, weil er als Führer einer großen Angestellten-Organisation während des ganzen Krieges in regem Meinungsaustausch mit Tausenden seiner Kollegen und in der letzten Zeit des Krieges offenbar an einer Stelle stand, an der er in manche Dinge Einblick hatte, die anderen Leuten verborgen blieben.

Herr Walther Lambach, Mitglied der deutschnationalen Fraktion des Reichstags sowie Mitglied der Verwaltung des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes, hat die Frage nach den Ursachen unseres Zusammenbruchs wie folgt beantwortet:

„Die deutsche Beamten- und Militärkaste hat das Siebzig-Millionen-Volk in den Krieg geführt, hat mit den großstädtischen Arbeitern und Angestellten, die die Hälfte aller Soldaten stellten, Schlachten geschlagen und gewonnen, ohne überhaupt zu wissen, was diesen Scharen die Ueberlegenheit über den Feind gegeben hat.

Beamtennaturen nahmen Führerstellungen ein, trugen Führeruniform und ahnten nicht, was Führertum ist. Die Massen aber wußten es. Sie hatten sich seit fünfzig Jahren daran gewöhnt, auf Führer zu schauen, die zwar keine Tressen trugen, ihnen aber wirkliches Führertum vorlebten.

Die Massen hatten auch jahraus, jahrein Kämpfe und Kriege bestanden, in denen, wenn auch nicht das Leben selbst, so doch alles, was dazu gehört: Arbeit, Brot und bürgerliche Ehre eingesetzt werden mußte. Den Offizieren und Beamten, die nach dem 1. August 1914 mit Führergesten vor sie hintraten und gehorsame Gefolgschaft forderten, war solches alles fremd. Und dennoch verlangte das „System", daß nunmehr gerade sie führen sollten.

Hätten sie wenigstens soviel vom Gemeinschaftsleben ihres Volkes gewußt, daß sie begriffen hätten: hier gilt es zu lernen! Aber auch das fehlte.

Die Kämpfernaturen dagegen, die inmitten des Kampfes Führer geworden waren, zu denen Tausende vertrauensvoll aufschauten, die standen diesmal in Reih und Glied zwischen den Mannschaften, anstatt an ihrer Spitze — im Heer und in der Heimat. Das war unser Verderben."

Herr Lambach war, wie seine von ihm abgedruckten Eingaben an das Kriegsministerium zeigen, ein konservativer Mann und glühender Patriot. Er hat weder mit den weltgeschichtlichen Flugblättern der zweiten Zimmerwalder Sozialistenkonferenz etwas zu tun gehabt, noch dem *berüchtigten Herrn* Vater aus Magdeburg nahegestanden, dessen Riesengestalt auch heute noch jede Woche mindestens einmal durch die Dolchstoßartikel deutschnationaler Zeitungen wandert. Hat Herr v. Wrisberg sich einmal die erschütternden Seiten durchgelesen, auf denen die deutschnationalen Kollegen des Herrn Lambach an ihren Gesinnungsgenossen über das heute in Vergessenheit geratene Thema der Löhnung, Beköstigung, Unterkunft, Beförderung usw. sich verbreiten? Die Ludendorff-Legende behauptet, daß der Geist des Defaitismus durch Juden und Sozialdemokraten von außen in das Heer hereingetragen sei. Herr Lambach stellt fest, daß schon vom Jahre 1915 ab durch „die Unbelehrbarkeit der herrschenden Klassen im Obrigkeitsstaate die geistigen Widerstandskräfte des Heeres und des Volkes lawinenartig abnahmen", daß durch verfehlte Behandlung Männern, die sich offenbar auf ihr Nationalbewußtsein etwas besonderes zugute taten, „der letzte Funken von Vaterlandsliebe mit Gewalt aus dem Herzen gerissen" wurde.

Nach der Ludendorff-Legende hat die politische Leitung Deutschlands in der F ü h r u n g d e r ö f f e n t l i c h e n

Meinung so vollkommen versagt, daß schließlich der O. H. L. nichts anderes übrig blieb, als eine von ihr selbst organisierte systematische Aufklärungsarbeit in die Hand zu nehmen. Diese Aufklärung ist von den Linksparteien stark angegriffen worden. Ist den Anhängern der Ludendorff-Legende bekannt, was einer der Parteigänger Ludendorffs, der selber in der Aufklärung dienstlich tätig war, über sie mitteilt? Sie arbeitete nach Herrn Lambachs Urteil „mit dilettantischen Quacksalbereien". — „Ein blutigerer Hohn konnte nicht verbrochen werden." — „Die Aufklärungsausschüsse in der Heimat waren von Leuten besetzt, die fast keine Fühlung mit dem Volke hatten." Man wollte „nicht aufklären, sondern die Stimmung heben" — „Stimmung heben um jeden Preis". Bei der Auswahl der Aufklärungsvertreter verfuhr das Kriegspresseamt mit einer „geradezu unglaublichen Leichtfertigkeit und Verständnislosigkeit". — „Der Aufklärungsdienst hat nie aufklären können, weil er selbst und seine Träger nicht aufgeklärt waren. Seine Leiter erfuhren selbst nichts. Sie wurden genau so dumm gehalten wie diejenigen, die sie aufklären sollten. Und die Herren in Berlin, bei allen Zentralstellen, machten sich selbst blauen Dunst vor. Sie lebten zeitweise vergnüglich in den Tag hinein. Wahrscheinlich in dem beruhigenden Gefühl, Gott verläßt keinen Deutschen. Drohte die Sache schief zu gehen, dann wagten sie erst recht nichts zu sagen. Viel später, wenn mit Ach und Krach der Zusammenbruch vermieden war, gestand man dann ein, wie gefährlich es wirklich gewesen sei. So erzählte z. B. Dr. Wohlmannstetter vom Berliner Kriegsernährungsamt am 19. Juli 1917 ganz gelassen in einem Vortrage, daß man in der Reichsernährungszentrale wochenlang überhaupt nicht gewußt habe, wie man die Ernährungsdecke so strecken solle, daß sie über das ganze Jahr reiche. Man sei fast verzweifelt gewesen. Wer das hörte, fragte sich natürlich: „Warum sagt man uns das erst nachher? Ein mündiges Volk will jederzeit wissen, wie es um seinen Bestand steht. Ein mündiges Volk erträgt nichts unwilliger als eine solche schulbubenmäßige Behandlung."

Als im Sommer 1918 die englischen Kohlen knapp wurden, wandte sich die englische Regierung mit großen Zeitungsinseraten an das Volk, in denen sie darauf hinwies, wieviel Kohlen England fehlten, wieviel den Verbündeten geliefert werden müßten und **was für eine tödliche Gefahr England drohe**, wenn der Kohlenkonsum nicht eingeschränkt würde. Das war offene und wirksame Aufklärung. „Wo hat die deutsche Regierung," fragt das deutschnationale Reichstagsmitglied Herr Lambach, „zu sagen gewagt, daß wir besondere Gefahrpunkte haben überwinden müssen? Wann hat sie uns von der Stickstoff-

Krisis, der Kupfer-Krisis, der Oel-Krisis gesprochen? Wann hat man uns einmal in noch so dürren eindringlichen Worten über die Ursachen unseres Kohlenmangels aufgeklärt? Wann uns gesagt, was deutsche Bergarbeiter an der Front geleistet haben? Wann hat man uns zugestanden, daß unsere Verbündeten von uns abhingen? Wann erfuhren wir, daß Bulgarien und Oesterreich fast ihre ganze Ausrüstung von uns erhielten? — — Als es zu spät war. Wir sollten immer glauben, unsere Verbündeten unterstützten uns. Warum fürchtete man sich einzugestehen, daß umgekehrt wir es waren, die Opfer bringen mußten, um jene zu unterstützen? Man sagte es nicht. Aber der Admiralstab der Marine hatte den sonderbaren Mut, im September 1918 die oben erwähnte amtliche englische Zeitungsanzeige in Plakatform als Beweis dafür zu verbreiten, daß England am Ende seiner Kraft sei. Die Herren Admirale ahnten ja nicht, daß jeder Leser dieses Blattes mit unheimlicher Deutlichkeit fühlen mußte, ein Volk, in dem Regierung und Regierte so miteinander reden, steht nicht am Ende, sondern auf der Höhe, wenn nicht seiner wirtschaftlichen, so doch seiner Willens- und Nervenkraft. Jeder Leser fühlte: Die sind noch lange nicht mürbe, — aber wie mürbe wir selbst sind, das macht uns die Sprache dieses Blattets erschreckend klar."

Noch einmal: Ich glaube nicht, daß dieser Krieg durch bessere Propaganda zu gewinnen gewesen wäre. Aber ich bin fest überzeugt, daß die Fehler, die die militär-politische Leitung des deutschen Volkes während des Krieges gemacht hat, alles das in den Schatten stellen, was man der heute immer wieder hervorgezerrten revolutionären Propaganda vorwerfen kann.

Ich habe vor einem halben Jahre in meiner Broschüre die Frage aufgeworfen, warum von dieser heute behaupteten revolutionären Unterwühlung der ganzen Front damals im Herbst 1918 den entscheidenden Faktoren der Obersten Heeresleitung nichts bekannt gewesen sei. Die zahllosen Entgegnungen, die mir meine Frage eingebracht hat, haben keine Antwort zu geben vermocht. Dagegen ist von vielen Seiten immer wieder betont worden, zuletzt noch von Hans Delbrück, daß bis in die Novembertage hinein der Kern der Front intakt geblieben sei.

Auch ich bin der Meinung, daß von einer revolutionären Unterhöhlung der deutschen Front vor dem Waffenstillstandsangebot keine Rede sein kann. Auf der anderen Seite habe ich schon im Frühjahr 1919 stark unterstrichen, welch tiefgehenden seelischen Bruch die große entscheidende Niederlage der deutschen Armeen im Juli 1918 in die Stimmung der Truppe bringen mußte. Ich erfahre nunmehr aus den mir bisher unbekannten

bei Lambach abgedruckten Aktenstücken, daß in der Tat vor der Juli-Offensive im Sommer 1918 der Aufklärungsdienst der Obersten Heeresleitung, der es doch hätte wissen müssen, von irgendwelchen revolutionären Zersetzungserscheinungen oder auch nur von irgendeiner nennenswerten revolutionären Propaganda im deutschen Heere nichts gewußt hat.

Am 27. und 28. Juni fanden in Charleville, am 3. und 4. Juli in Warschau und am 13. Juli in Sofia Besprechungen des Chefs III B der Obersten Heeresleitung mit den Leitern des vaterländischen Unterrichts statt. Es ist nicht uninteressant zu hören, was die Herren von den einzelnen Armee-Oberkommandos über die sogenannte Stimmung der Truppen damals berichteten. Dabei ist zu bedenken, daß zu jener Zeit die fabulose „Zersetzungspropaganda", die Herr v. Wrisberg heute aus zahllosen Artikelchen und Blättchen demokratischer, sozialistischer, jüdischer Kreise herauspräpariert, schon jahrelang im deutschen Heereskörper „gewühlt" hatte.

Am 27. Juni berichtete Hauptmann Tafel vom Armee-Oberkommando II während der Charleviller Besprechung, „der Geist in der Armee sei sehr gut. Die Zahl der Anhänger der Sozialdemokratie sei nach sicherer Quelle sehr gering".

Hauptmann Munzinger von der III. Armee stellte fest, daß sich die Erfahrungen bei der III. Armee mit denen bei der II. Armee vollständig decken. „Im allgemeinen bewegen die Leute die einfachsten Fragen. Politische Fragen liegen ihnen zurzeit fern. Trotzdem sei vor der Auffassung zu warnen, als ob die augenblicklich zweifellos bestehende größere Abneigung der fechtenden Truppe gegen die Sozialdemokratie wirklich dauernd sei. Es werde noch viel Arbeit kosten, um die bestehende Abneigung gegen die Sozialdemokratie zu festigen."

Die Warschauer Besprechung der Unterrichtsoffiziere ergab dasselbe Bild. Hauptmann Krebs vom Armee-Oberkommando I berichtete, daß die Einflüsse, die auf den Soldaten von der Ostfront einwirken, nicht immer erfreulicher Natur seien. Der Bolschewismus dagegen habe eine verhältnismäßig geringe Bedeutung. Der Einfluß der russischen Revolution beschränke sich im allgemeinen nur auf die Zivilbevölkerung. Die Soldaten lächelten gewöhnlich darüber.

In Sofia am 13. Juli, berichtete Oberleutnant Wolf von der Heeresgruppe Scholz, daß die Stimmung der Truppe sehr verschieden sei. Es herrsche große Gleichgültigkeit. Aber trotz dieser Gleichgültigkeit könne als positives Ergebnis der Arbeit des vaterländischen Unterrichts festgestellt werden, daß keine unerwünschte, direkt mißmutige Stimmung aufkommt.

Hauptmann Siegmund von der Heeresleitung Mackensen erwähnte, daß die Stimmung bei den Truppen in Rumänien gut, teilweise vorzüglich sei.

Leutnant Stegemann aus Konstantinopel endlich beschrieb den moralischen Zustand der deutschen Truppen in der Türkei als nicht gerade hervorragend. Das lag aber nicht etwa an irgendwelchen revolutionären Propagandaschriften, sondern — wie Stegemann berichtete — an der Möglichkeit von Schiebungen und zweifelhaften Geschäften, in die verwickelt zu werden auch der einfachste Soldat auf dem dortigen Kriegsschauplatze Gefahr liefe.

Diese Besprechungen fanden, wie gesagt, drei Monate vor dem Waffenstillstandsangebot statt. Ich wiederhole, was ich in meiner Broschüre gesagt habe. Entweder die ganze deutsche Oberste Heeresleitung und alle ihre Hunderte von Aufklärungsoffizieren, die „ihre Hand am Pulse der Stimmung des deutschen Heeres“ hatten, haben geschlafen — oder die Behauptung von der durch die Heimat zersetzten Front ist eine deutschnationale Legende.

Ich werde auf all diese Dinge in meiner „Ludendorff-Legende“ zurückkommen, die längst erschienen wäre, wenn die politische Pflicht mich nicht im Oktober des vergangenen Jahres meinen publizistischen Arbeiten entrissen hätte. An dieser Stelle möchte ich nur noch auf einen für die Aufhellung der Dolchstoß-Legende wichtigen Tatsachen-Komplex aufmerksam machen, wichtig deshalb, weil er statistisch erfaßbar, zum Teil schon erfaßt ist. Ich habe bereits in meinem Vorwort zur ersten Auflage dieses Büchleins betont: „Nicht weitere gegenseitige Beschimpfungen tun uns not, sondern die nüchterne Besinnung auf die harten geschichtlichen Tatsachen, deren Druck wir erlegen sind.“ Unter diesen Tatsachen ist diejenige der physiologischen Verkommenheit des deutschen Volkskörpers durch die vierjährige Blockade eine der wichtigsten.

Nach der Berechnung der Interalliierten wissenschaftlichen Verpflegungskommission, die am 25. 3. 1918 in Paris tagte, kann die Mindestmenge an Nahrung für einen 8 Stunden arbeitenden Normal-Menschen von 140 Pfund Gewicht, ohne Schaden für dessen Gesundheit, auf 3000 Kalorien Wärmewert herabgesetzt werden. Damit vergleiche man die Kriegsernährung des deutschen Volkes in der Heimat. Im Herbst 1916 kamen 1344 Kalorien aus rationierten Nahrungsmitteln auf den Kopf der Bevölkerung. Im Sommer 1917 sank die Ziffer auf 1100—1000, d. h. auf den normalen Nahrungsbedarf für ein 2—3jähriges normales Kind! — Im Frieden verbrauchte der Normal-Deutsche

durchschnittlich 320 g Mehl ohne Kleie pro Tag. Im Sommer 1918, dem Sommer der militärischen Niederlage, *bekam* die städtische Bevölkerung 160 g Mehl mit Kleie geliefert! — Schlimmer sind noch die Zahlen für Fleisch: 1050 g wöchentlich mit reichlichem Fett im Frieden, 135 g ohne Fett mit vielen Knochen in den Monaten vor dem Zusammenbruch! — Und erschütternd geradezu ist die Statistik über den Fettverbrauch: im Frieden pro Kopf und Tag durchschnittlich 50 g, in den Monaten, da Ludendorff das Volk zur letzten Erhebung aufpeitschen wollte, bei der großstädtischen Bevölkerung durchschnittlich 7 g! Die mangelnde Kartoffelzufuhr an der Front hat nach Ludendorffs eigenem Urteil den kriegerischen Wert seiner Divisionen im Sommer 1918 herabgesetzt. Sind sich die Herolde der Dolchstoß-Legende darüber klar, daß die Heimat, die sie heute nachträglich beschimpfen, *aus einem verhungerten, abgemagerten, aus einem* völlig anormalen Volkskörper bestand?

Die Hälfte der Einwohner Deutschlands *lebt in* Städten von mehr als 5000 Einwohnern. Nach den Feststellungen des Reichs-Gesundheits-Amtes sank das durchschnittliche Körpergewicht der städtischen Bevölkerung Deutschlands im Kriege von ca. 60 auf ca. 49 kg, d. h. um rund 20 %. Gewichtsverluste von 30 kg und mehr waren keine Seltenheiten. Was waren die Folgen? „Die körperliche und die geistige Leistungsfähigkeit gingen erheblich zurück, die Willenskraft, die seelische Stimmung erlitten schweren Schaden." (Denkschrift des Reichs-Gesundheits-Amtes: „Schädigung der deutschen Volkskraft durch die feindliche Blockade.") Längst überwundene Krankheiten zeigten sich wieder. Andere nahmen in erschreckender Weise zu. In ganzen Landstrecken trat bei Kindern und Erwachsenen das Bettnässen fast epidemisch auf. Bei Frauen und Mädchen waren die Wirkungen der Blockade besonders tief. Millionen hatte das Hindenburg-Programm in die Industrie geschleudert. Die Moral sank rapide. Die Fruchtbarkeit nahm ab. Die Blutbildung bei den Frauen blieb dürftig und ungenügend. Fälle, in denen vom Ausfall der Menses berichtet wird, sind ungeheuer häufig. In manchen Fällen handelt es sich bei Frauen und Mädchen um das Aussetzen der Menses durch mehrere Jahre. (Ungedruckte Denkschrift des Reichs-Gesundheits-Amtes: Berichte von Aerzten aus Hamburg, Braunschweig, Birkenfeld, Sondershausen usw.) In die Betrachtung und Würdigung dieser Tatsachen sollte sich jeder vertiefen, der über die Frage, warum wir zusammenbrachen, ernsthaft mitsprechen will.

Die Gesamtzahl der während des Krieges durch die Blockade hingerafften deutschen Zivilisten ist *vorsichtig auf ca.* 800 000 berechnet worden. Im Jahre 1915 betrug die Erhöhung der

Sterbefälle gegenüber der Friedenszeit erst 9½ %, im folgenden Jahre 19 %. 1917 schnellte sie auf 32 und steigerte sich bis zum Sommer des Zusammenbruchs auf 37 %. Die furchtbare Anhäufung der Todesfälle an Grippe, die erst im zweiten Halbjahr 1918 eintrat, ist hierbei noch nicht mit berücksichtigt. Die Blockade griff den deutschen Volkskörper in seinen empfindlichsten Teilen an. Bei den Kindern von 5—15 Jahren schwoll die Zunahme der Sterbefälle gegen 1913 auf 55 % an.

Fürchterliche Wunden schlug die Tuberkulose. Die Zahl der Todesfälle stieg unter der Einwirkung der Blockade von 41 000 im Jahre 1914 auf 44 000 im Jahre 1915, auf 48 000 im Jahre 1916, auf 67 000 im Jahre 1917 und erreichte im Jahre der Niederlage die grauenhafte Höhe von 74 000. (Diese Ziffern gelten für die rund 380 deutschen Orte mit 15 000 und mehr Einwohnern.)

Entsetzliches litten die schwangeren Frauen. Das Fehlen von Seife, Kautschuk und wichtigen Desinfektionsmitteln steigerte den Ziffernsatz der am Kindbettfieber sterbenden Frauen von 21,90 pro 10 000 im Jahre 1913 auf 36,74 im Jahre 1918.

Ungehemmt wirkte sich die Blockade in den Pflege-Anstalten für Irre, Sieche, Epileptiker usw. aus. Hier zeigte sich, daß die auf reine Rationen beschränkte Nahrung die Menschen einfach in den Hungertod sinken ließ. Das Gewicht sank in einigen Anstalten auf unter 30 kg. Eine Anstalt in Sachsen berichtet, daß die Leute sich täglich über Hunger beklagten, daß sie Gras, Laub, Abfälle aßen und um ihre Kost sich prügelten. Aus Nord-Bayern liegt ein Bericht vor, daß in einer dortigen Anstalt die Patienten zur Stillung des Hungergefühls Gras, Blätter, rohe Gemüse und faules Obst verzehrten.

Das sind einige typische Zahlen und Bilder über den körperlichen Zustand jener Heimat, die nach dem Urteil unserer forschen Dolchstoß-Leute leichtsinnig versagt hat, die nicht genug arbeitete, nicht genug hoffte, nicht genug litt, nicht genug Willen zum Sieg aufbrachte.

„— nicht genug arbeitete“. Es ist Ludendorff selber, der diesen Vorwurf erhoben hat. Auch die mindere Arbeitsleistung ist zunächst eine statistisch nachweisbare und vom Preußischen Statistischen Landesamt zum Teil bereits nachgewiesene Folgeerscheinung der Blockade. Hat ein einziger von denen, die heute zum Teil im ehemals feindlichen Auslande und in der deutschfeindlichsten Presse der Welt ihr eigenes Volk beschimpfen, sich einmal in Ruhe überlegt, daß ein ausgehungertes, körperlich verkommenes Volk physisch einfach weniger als das normale

Quantum leisten mußte? Für die Minderung der Arbeitskraft gibt die Gewichtsabnahme des einzelnen Menschen einen Maßstab. Sie betrug (vgl. oben) in Deutschland durchschnittlich bei Erwachsenen rund 20 % des normalen Gewichtes. Nach einem Gutachten von Professor Rubner führt ein Gewichtsverlust von 40 % und mehr im allgemeinen zum Tode. Man kann sich danach einen Begriff von den einschneidenden Wirkungen der Blockade auf die Arbeitsleistung machen, zumal wenn man sich klar macht, *daß im Falle der Unterernährung Arbeitskraft und Willenskraft* prozentual wesentlich mehr abnehmen als das Gewicht. So nimmt man an, daß eine Gewichtsminderung von rund 20 % eine Minderung der Arbeitskraft von 40—50 % nach sich zieht, und daß zeitweise Ueberanstrengung nur vorübergehend über die Minderung forttäuschen kann. Ganz vorsichtig berechnet die schon öfter angeführte Denkschrift des Reichs-Gesundheits-Amtes die durchschnittliche Minderung der deutschen Arbeitsleistung von 1915 bis 1919 auf ⅓.

Daß bei dieser physischen Verelendung nicht nur die körperliche sondern auch die geistige Spannkraft der Bevölkerung abnahm, ist selbstverständlich — und bleibt eine wichtige Tatsache, auch wenn sie in den bisherigen Untersuchungen über die Gründe unseres Zusammenbruchs keine Rolle gespielt hat. Ist es doch charakteristisch, daß nach der schon oben erwähnten ungedruckten Denkschrift des Reichs-Gesundheits-Amtes die Berichterstatter aus den verschiedenen Gegenden Deutschlands gerade im letzten Kriegsjahre auf diese schwere Schädigung der g e i s t i g e n Spannkraft Deutschlands mehr und mehr Gewicht gelegt haben: „Weit mehr als 1914 bis 1917 wird jetzt als Begleiterscheinung bei den abgemagerten Personen, namentlich der oben schon erwähnten Berufe der Beamten und geistigen Arbeiter, die Nervosität *genannt.* Es muß sich also gerade in der letzten Zeit der Berichtsperiode um solche störenden Einflüsse handeln. Dabei ist die geistige Leistungsfähigkeit sehr häufig herabgesetzt, die sich sehr oft als eine Gedächtnisschwäche äußert. Inwieweit hier auch die *materiellen* Sorgen ätiologisch eine *Rolle* spielen, läßt sich wohl kaum abtrennen, immerhin bleibt es denkbar, daß nach den vielen Jahren der körperlichen Entbehrungen allmählich auch die Psyche anders reagiert als früher (1914—17), als es sich mehr um depressorische Rückwirkungen handelte. Es findet sich eine ganze Reihe präziser Angaben über die Beziehungen der Ernährung zur geistigen Leistungsfähigkeit. Die Abgemagerten fühlen sich nicht recht „auf der Höhe“ ihrer Leistung. Mit der Gewichtsabnahme nehmen auch die Klagen über Gedächtnismangel zu. Im Winter 1918—19 waren die Erscheinungen auf ihren Höhe-

punkt angelangt. Die Ermüdung nahm im großen Maße zu, wie Fleisch und Brot abnahmen. Mit Zunahme der Eiweiß-Zufuhr erfolgte ein Aufleben der Bevölkerung. Die dauernde Minderleistung in geistiger Hinsicht, so lange das Gewicht niedrig ist, wird auch von anderen Seiten bestätigt. (Braunschweig, Bautzen.) Im allgemeinen wird es sich um Ermüdungserscheinungen des Gehirns handeln." (Ungedruckte Denkschrift usw. vgl. oben.)

Wenn man mit diesen furchtbaren Tatsachen zusammenhält, was das deutsche Volk dennoch und trotzdem bis in den Sommer 1918 hin an körperlichen und moralischen Energien aufgebracht hat, so wird man vor dieser geschichtlichen Leistung der deutschen Heimat nicht minder den Hut ziehen wie vor dem, was draußen die Front leistete. Gewiß gab es in der Heimat üble Erscheinungen: agrarische Wucherer, industrielle Raubritter, schmutzige Händler. Aber war etwa im Heere alles fleckenlos? Gewiß zerbrach ein fanatischer Anti-Militarismus meist proletarischer Färbung in Deutschland wie in allen kriegführenden Staaten viel einheitlichen Nationalwillen. Aber hat die bornierte Politik der Obersten Heeresleitung, das Annexionsgeschrei der Alldeutschen, der vergiftete Kampf der Desperados von rechts nicht ebensoviel wertvolles Gut zerschlagen? Nein, diese ganze Trennung von Front und Heimat ist einem bornierten Korporalsgeist entsprungen. Ihr liegt ein militärischer Hochmut zugrunde, der in früheren Kriegen vielleicht verständlich war. Jetzt aber führte das ganze Volk Krieg — hungerte und starb — kämpfte und siegte — kämpfte, bis es zusammenbrach — in der Fabrik und in der Kompagnie. Ich habe im Jahre 1917 ein paar Reisen durch die sogenannte Heimatfront gemacht und sie mit der Front in Frankreich und Belgien verglichen. Was ich damals schrieb, gilt auch heute noch:

„Die Front der Heimat ist das ganze deutsche Land. Wo Kanonen gegossen, Granaten gedreht, Konserven eingekocht und neue Flugzeugtypen ausprobiert werden, da läuft der heimatliche Schützengraben. Er läuft durch die chemischen Fabriken, die Werften, die Säle der Mäntelnäherinnen. Aber auch der Dienst im Kohlen- und Eisenschacht, am Pult der Bank, auf der Schiffsbrücke zwischen Stettin und Schweden, hinterm Pflug auf deutschem Acker — auch das ist Kriegsdienst. Wie die Front des Feldes, so hat die Front der Heimat zahlreiche Linien. Alle gehen ineinander über, und nicht immer sind die die wichtigsten, von denen am meisten geredet wird. . . .

Es gibt noch eine letzte Linie der heimatlichen Front — eine dünne, unsichtbare Kampflinie. Die läuft durch die Küchen und

Zimmer der Armen und Reichen, durch Herz und Hirn jedes einzelnen. Der Sieg auf dieser innersten Linie wird nicht durch Arbeit errungen, sondern durch freiwilliges Entbehren, durch Geduld und Selbstbeherrschung, durch rücksichtsloses Gemeinschaftsbewußtsein. Auf dieser Linie spielen sich Tag und Nacht die schwersten Kämpfe ab — schwer wie die Kämpfe da draußen, wo der Schützengraben des Feldes gegen lebendige Feinde mit Handgranaten verteidigt wird. Denn diese letzte Grabenlinie der Heimatfront muß gegen die dunklen Schleichpatrouillen der Selbstsucht, des unentschlossenen Zauderns und der hoffnungslosen Verzweiflung gehalten werden — in der Brust des Bauern und Händlers, des verantwortungsvollen Staatsmannes, der darbenden Witwe. Vielleicht sind die Kämpfe um diesen Graben wichtiger als manche blutige Schlacht. Aber von Siegen und Niederlagen auf dieser Linie meldet kein Heeresbericht.

Von den schlammigen Erdstellungen südlich Arras bis zu diesen letzten, unsichtbaren Linien der Verteidigung, die durch das Herz des deutschen Volkes ziehen, ist eine lange, lange Fahrt. Dazwischen liegen die Bollwerke der Heimatfront, am nächsten der Grenze zugleich das größte, das Kernwerk der deutschen Heimatfront, das rheinisch-westfälische Industrierevier. Ohne dieses Kernwerk, ohne die Menge an Eisen und Stahl, Kanonen und Geschossen, Panzern und Steinkohlen, die es täglich aus sich herausschleudert, hätten wir den Krieg längst verloren. Und als ob es wüßte, daß dieser Krieg auch über seine Zukunft entscheidet, hämmert und bohrt, schürft und glüht das Land zwischen Köln und Dortmund heute doppelt gewaltig. Abgeschnitten von den Märkten der Welt ist es nun ganz die Schmiede Deutschlands geworden: eine Schmiede, in der Kinder und Greise, Männer und Frauen, Soldaten und Zivilbedienstete Hand in Hand den Panzer Mitteleuropas schmieden. Eine rauchende, hämmernde Front. Nirgends — auch draußen nicht vor Verdun oder Ypern — glüht dir der heiße Atem des Krieges mehr entgegen als hier, wo die schwache Hand eines berußten Weibes den Hebel lenkt, der mit 5000 Tonnen Druck die glühenden Stahlmäntel der Geschütze preßt — wo in einer einzigen Fabrik an 100 000 Menschen mit Millionen Pferdekräften Tod und Zerstörung präparieren. Die Front der Heimat. Es gibt in Ost und West so manche Stellen, die stille Friedensinseln sind gegenüber dem Dröhnen und Hämmern dieser westlichen Kriegsindustrie. Und manche Etappe des Feldheeres würde aufgeschreckt zusammenfahren, wenn sie in diese ewig glühende Werkstatt der Heimat blickte. Eine Werkstatt des Krieges, in der auch die Toten und Verwundeten nicht fehlen. Denn reichlicher als im Frieden hält heute bei der Riesenzahl der ungelernten Frauen und Männer der Tod auf

dem Schlachtfeld der Arbeit seine Ernte. Deutsche Frauen und Männer opfern ihre Gesundheit im Frontdienst der Heimat. Wir haben keine Kulis und Anamiten, keine Neger und Maskarenen — weder als Kanonenfutter noch als Industriefutter.

In der Hochspannung, zu der dieser Krieg jetzt gediehen ist, verwischen sich alle überkommenen Grenzbegriffe. Da schleppen Tausende von Munitionsarbeiterinnen glühende Geschoßrohlinge durch die Halle. Wie Soldaten tragen sie auf den Aermeln ihrer blauen Männerkleidung die Abzeichen der verschiedenen Arbeitskorporalschaften, denen sie angehören. Wer kann bei ihrem Anblick noch wertende Unterschiede machen zwischen Feld- und Heimatheer? Nein, die kämpfende Front ist die vorderste äußerste Wirkungslinie unserer Kraft — aber die Heimatfront ist ihr ewig gebärender Quell.

Das Leben der Feldfront ist umflossen von der Majestät des Augenblicks. Alle Sorgen sind dort verteilt auf kleine und kleinste Gruppen. Für jeden einzelnen löst sich der gewaltige Komplex der Sommeschlacht in wenige Bilder des Grauens auf. Der Augenblick mit seiner Spannung, seiner Arbeit, der sichtbare Erfolg: all das hebt und stärkt die Feldfront, mildert ihre Leiden — ohne brennende Nahrungssorgen sieht ein jeder auf seine Tagesarbeit, die trotz ihrer Kleinheit ihn doch sichtbar in die Weltgeschichte rückt. Die Arbeit der Heimatfront wird von keinen Dichtern besungen. Auf der Heimat lastet der Sorgendruck von allen Fronten. Zu der Unruhe um die Männer und Brüder da draußen kommt die Sorge um das Brot für die Kinder und die Milch für die Säuglinge. Still, unfroh, in den ausgetretenen Geleisen des Friedens wandernd, hat die Heimatfront ihre Tätigkeit trotz alledem immer gewaltiger gesteigert. Und heute ist schwer zu sagen, ob die Entscheidung dieses Krieges zu Hause oder draußen fällt.

Die Einheit der Feldfront kennt jedermann. Die Kampfeinheit von Front und Heimat sollte uns noch viel bewußter werden. Es ist e i n e Front. E i n Heer von Volksgenossen. E i n e Schlachtreihe, in der alle kämpfen. E i n Geist des Duldens, der Tapferkeit, des Ausharrens. Als solche Einheit wollen wir beide Fronten sehen. Und uns vor der bleichen Munitionsarbeiterin in ihrem blauen Leinenkittel so tief verneigen wie vor dem berühmtesten Fliegerleutnant."

Begraben wir also diesen unfruchtbaren Streit zwischen Front und Heimat, und stellen wir die Ursachen unseres Zusammenbruchs leidenschaftslos fest. Spielen wir dabei aber nicht Stimmungen gegeneinander aus, sondern besinnen wir uns auf Tatsachen! Eine solche Tatsache ist der körperliche Zusammen-

bruch, wie ich ihn oben mit einigen Zahlen belegt habe. Solche Tatsachen sind diejenigen, die ich in meiner Broschüre angeführt habe: der immer mehr mangelnde Ersatz an Menschen und Gerät, die gefahrvolle strategische Lage im Westen, die durch den Abfall Bulgariens und Oesterreich-Ungarns unhaltbar gewordene militärisch-politische Gesamtsituation. So lange diese Tatsachen nicht erschüttert sind, bleiben die Behauptungen meiner Broschüre bestehen. Ich lasse sie hier zunächst noch einmal folgen.

I.

Als am 11. November 1918 vormittags 11,55 Uhr an der gesamten Westfront zwischen Terneuzen und Basel nach mehr als vierjähriger Kriegsdauer die Kanonen plötzlich schwiegen, hatte das gesamte deutsche Westheer noch 17 Divisionen in Reserve — davon abgekämpft 10, neu gruppiert 5, frisch 2 Divisionen. Die Frage, ob wir im Herbst 1918 noch weiter kämpfen konnten, ist zuerst eine Frage des Menschenersatzes. Es ist bedauerlich, daß in den ganzen parteipolitisch zugespitzten Debatten über die Frage nach dem Grunde des deutschen Zusammenbruchs die wichtigsten Faktoren, nämlich die Faktoren des numerischen und materiellen Stärkeverhältnisses gegenüber den Gegnern, völlig nebensächlich behandelt worden sind.

Was die obigen Ziffern bedeuten, zeigt ein Vergleich mit dem Stand der deutschen Reserven am 21. März desselben Jahres, dem Tage des Begixns der letzten großen Offensive. Damals besaß das deutsche Westheer 78 Divisionen in Reserve, darunter keine abgekämpften, keine neu gruppierten, sondern alle ausgeruht. Im Laufe des Sommers und Herbstes also waren durch die Offensivkämpfe vom 21. März bis zum 15. Juli und die Defensiv-Rückzugskämpfe vom 18. Juli bis zum 10. November die deutschen Reserven so gut wie völlig verschwunden. Was noch am Feinde stand, trug nur noch den Namen von 184 Divisionen. Die Kompagniestärke war von durchschnittlich 120 Mann im März auf durchschnittlich 60 Mann im November gesunken. Ungefähr ein Drittel aller Bataillone hatten ihre Kompagnieziffern von 4 auf 3 herabsetzen — 26 Divisionen hatten, um die immer tiefer reißenden Lücken zu stopfen, gänzlich aufgelöst werden müssen. An Gefangenen hatte das deutsche Westheer vom 18. Juli bis zum 10. November 360 000 Mann, d. h. durchschnittlich pro Tag 3000 Mann, verloren. Dazu kam fast das Doppelte an Toten und Verwundeten. Ueberschlägt man diese Riesenziffern der Abgänge, so kann man sagen, daß das deutsche Heer im Westen vom März bis zum November etwa auf die

Hälfte seines Bestandes zusammengeschmolzen war. Dieses war die Armee, von der die Ludendorff-Legende heute behauptet, daß sie nach 4 Monate langen Rückzugskämpfen den Ententeheeren noch lange siegreich hätte widerstehen können.

Wie sah es dagegen beim Feinde aus? Noch am 21. März 1918 waren die Alliierten den Deutschen numerisch unterlegen gewesen. Aber schon Mitte Juli, am Tage des militärischen Umschwungs an der Westfront, hatte sich das Verhältnis umgekehrt: Den 203 geschwächten deutschen Divisionen mit 1890 schwachen Bataillonen standen nach englischer 174, nach französischer Berechnung 194 starke alliierte Divisionen mit 1790 voll gefüllten Bataillonen gegenüber, was eine Uebermacht von 60 000 Gewehren für die Alliierten ergab. Von da an beginnt die zahlenmäßige Ueberlegenheit der Gegner sich mit jeder militärischen Aktion bedrohlicher fühlbar zu machen.

Zunächst war weder Englands noch Frankreichs Bevölkerung von Kriegstauglichen so ausgekämmt wie Deutschland es im Sommer 1918 trotz der beweglichen Klagen der unzufriedenen und anspruchsvollen O. H. L. tatsächlich war. England hatte nach der Märzkatastrophe noch über 300 000 Mann in einem Schwunge aufs Festland werfen können. Frankreich hatte in seinen Kolonien, die ihm im ganzen 545 000 Kombattanten und 221 000 Kriegsarbeiter geliefert haben, noch ein keineswegs erschöpftes Menschenreservoir. Während und indem es Deutschland immer schwerer wurde, die klaffenden Lücken in seiner Menschenrüstung zu füllen, nahm die Ueberlegenheit der Alliierten beständig zu. Vor dem 21. März waren 5 amerikanische Divisionen in Frankreich gewesen, davon 3 kampfbereit. Anfang Juli waren es schon 24 geworden, davon 12 kampfbereit. Im April waren 118 000 Amerikaner in Frankreich angekommen. Mitte August war ihre Gesamtzahl auf 1 400 000 gestiegen. Ohne daß ein einziges Transportschiff von deutschen U-Booten versenkt wurde, landeten von da ab monatlich 300 000 Amerikaner in Frankreich. Anfang November betrug ihre Zahl über 2 Millionen. Amerika hatte sich verpflichtet, vom 1. Juli 1919 ab 4 Millionen Mann in Frankreich stehen zu haben. Im Frühjahr 1919 also — und bis dahin sollte und konnte nach der Ludendorff-Legende ja noch gekämpft werden — hätten wir 3 Millionen Amerikaner uns gegenüber in Frankreich gehabt. Das waren die Menschenkräfte und Menschenreserven, gegen die die zusammengeschmolzenen und zerfetzten Divisionen, die Anfang November 1918 das deutsche Heer ausmachten, noch monatelang siegreich fechten sollten.

Was hatte Deutschland dagegen an Reserven aufzubieten? Seine Bundesgenossen fielen aus. Die Fronten in Bulgarien

und der Türkei waren von deutschen Truppen so gut wie entblößt. Die an der russischen Front noch stehenden deutschen Divisionen waren nach Ludendorffs eigenen Worten nicht imstande, eine Besserung im Zahlen- und Kräfteverhältnis des Westens herbeizuführen. Diese konnte nur aus der Heimat kommen. Mehr als jedes andere Land hatte Deutschland seine Gesamtbevölkerung, männliche und weibliche, für den Krieg mobilisiert. Bei nochmaliger radikaler Auskämmung der gesamten Heimat bis dicht an die Gefährdung unserer Heimatwirtschaft — unter Heranziehung der Jüngsten und Aeltesten, der Schwächsten und aller eben notdürftig Geheilten — glaubte der Kriegsminister Scheuch Mitte Oktober 1918 der O. H. L. noch einmal 600 000 Mann an Reserven zur Verfügung stellen zu können. Sehen wir einmal von den wirtschaftlichen und moralischen Folgen eines solchen neuen und tiefen Eingriffs in den unterernährten Volksbestand Deutschlands ab und nehmen wir an, diese 600 000 Mann wären wirklich an die Front gekommen, glaubt irgend jemand ernstlich, daß sie gegen die monatlich wachsende Uebermacht der Entente irgendwie ernstlich ins Gewicht gefallen wären, zumal die einmalige Sendung von 600 000 Mann den monatlich notwendigen Normalersatz für Tote und Verwundete von 190 000 auf 100 000 Mann niedergedrückt hätte? Keine dialektischen Kniffe, keine heldischen Phrasen einer nationalistischen Legende können dem deutschen Volke ausreden, daß nach der mißglückten Offensive von 1918 die zusammengeschmolzene deutsche Armee zu einer immer gefährlicher werdenden numerischen Unterlegenheit gegenüber dem Gegner verurteilt war.

Das wird ganz klargemacht durch einen kurzen schematischen Ueberblick über die Entwicklung der deutschen und feindlichen Reservenziffern vom 21. März bis zum 11. November 1918.

Deutschland:			Entente:		
Datum	Gesamtzahl der Divisionen	davon Reserve	Datum	Gesamtzahl der Divisionen	davon Reserve
21. März	186	84*)			
			1. Juli	192	65
15. Juli	207	81	15. Juli	194	70
26. Sept.	197	68			
			15. Oktober	205	88
11. Nov.	184	17	11. Nov.	205	103

*) Nach Buat, Die Deutsche Armee im Weltkriege, Seite 72.

Diese Zahlen sprechen deutlich für jeden, der hören will. Sie gewinnen ihr eigentliches Gewicht aber erst, wenn man bedenkt, daß bei den Deutschen sich unter dem Namen von Divisionen nur noch die Reste von solchen verbargen und daß von den deutschen Reserven ein immer kleiner werdender Bruchteil wirklich ausgeruht war. Am 21. März zum Beispiel waren von den 84 deutschen Reserve-Divisionen alle ausgeruht, am 15. Juli von 81 nur noch 65, am 12. September von 68 nur noch 14 und am 11. November von 17 nur noch 2. Demgegenüber stellte die zum großen Teil aus Amerikanern bestehende Reserve der Entente eine körperlich und seelisch ausgeruhte, zum Teil noch gänzlich unangegriffene Truppe, d. h. einen in jeder Beziehung überlegenen Faktor dar.

II.

Die Frage, ob wir im Herbst 1918 weiterkämpfen konnten, ist eine Frage des Ersatzes an Menschen, aber auch des Ersatzes an **Kampfgerät**. Das deutsche Heer hatte in den Schlachten von Mitte Juli bis Anfang November 6217 Geschütze und 38 622 Maschinengewehre an den Feind verloren. Die meisten Batterien waren nicht komplett. Schwierigkeiten des Materialersatzes zwangen die Artillerie zu den gleichen Maßnahmen wie die Infanterie: Auflösung von Hunderten von Batterien, Reduzierung der Batteriegeschütze von 4 auf 3. Die Ausfälle durch feindliches Feuer mehrten sich rapid, wenn auch die Berechnung des französischen Generalstabes, daß in einem Monat 13 v. H. der eingesetzten deutschen Geschütze durch feindliches Feuer zerstört worden seien, übertrieben sein mag. Von den Gegnern erbeutete Befehle zeigen, daß schon vom Juli 1918 an es mit dem Ersatz an Geschützmaterial zu hapern beginnt. Am 2. Juli heißt es in einem Befehl der Armeegruppe Kronprinz Rupprecht, daß „infolge der starken Materialausfälle der letzten Zeit der Ersatz an schwerem Artilleriematerial auf Schwierigkeiten stößt". Ein am 9. September an die 25. Res.-Div. ausgehender Fernspruch teilt mit, daß „Ersatz nur für solche schweren Geschütze geliefert werden kann, die durch feindliches Artilleriefeuer zerstört sind. Ersatzanforderungen für reparaturfähige Geschütze bleiben infolge des jetzigen Mangels an schwerem Artilleriegerät ohne Erfolg". Der französische Generalstab hat berechnet, daß die deutsche Artillerie vom 15. Juli bis 10. November von 12 500 leichten und 7860 schweren Geschützen auf ca. 9000 leichte und 4500 schwere Geschütze, also etwa auf zwei Drittel, herabgesunken, und daß gleichzeitig die Zahl der deutschen Maschinengewehre etwa um ein Viertel verringert worden ist. Auch die Qualität des Materials

hatte abgenommen. Der Munitionsersatz war um so schwerer, als Millionen von Granaten in den unaufhaltsamen Rückzugskämpfen liegen geblieben waren. Am 6. Oktober teilte z. B. die Heeresgruppe Rupprecht der 6. A. O. mit, daß infolge Schwierigkeiten des Munitionsnachschubes von jetzt ab statt Sprenggranaten Gasgranaten verwendet werden müßten. Die immer rücksichtsloser sich geltend machenden Folgen der Rohstoffblockade einerseits, die Auskämmung der Heimatindustrie andrerseits verminderten quantitativ und qualitativ von Monat zu Monat die Leistungsfähigkeit der deutschen Artillerie. Die präzis rollende dichte deutsche Feuerwalze vom Frühjahr 1918 war der tragende Grund des siegreichen deutschen Angriffs gewesen. Die kläglichen deutschen Sperrfeuer vom September und Oktober 1918 waren ein Ausdruck dafür, wie weit das deutsche Heer in 6 Monaten technisch heruntergekommen war.

Demgegenüber vergleiche man die materielle Ueberlegenheit, die die Ententeheere an Artillerie, Maschinengewehren, an Fliegern schon vor und während der Offensive gehabt hatten und die nunmehr dauernd wuchs. Die Umstellung der amerikanischen Industrie auf den Krieg zeigte erst vom Frühjahr 1918 ab ihre tatsächlichen Wirkungen. Die Fliegerschwärme, die den rückwärtskämpfenden deutschen Divisionen in einem Maße das Leben schwer machten, wie keine militärische Darstellung von deutscher Seite es bisher geschildert hat, waren nicht nur ein Zeichen für den unaufhörlichen Zustrom amerikanischer Flieger, sondern auch für das gelungene Zusammenarbeiten englisch-französischer Luftkriegserfahrung und amerikanischer Industrie. Wie stellen sich die Vertreter der Ludendorff-Legende die Abwehr alliierter Massen-Luftangriffe auf die von ihnen erhoffte deutsche Maas- oder Rheinfront des Winters 1918-1919 oder auf das dann in und dicht hinter der deutschen Front liegende Rhein-Main-Industriegebiet vor?

Die technische Inferiorität des deutschen Heeres war durch den gewaltigen Augenblickserfolg unserer März- und Mai-Offensive für eine kurze Zeit verdunkelt, wenngleich kein Zweifel ist, daß das 15 Kilometer breite Loch, das am 27. März nach der Meldung des französischen Generals Debney zwischen der englischen und französischen Front lag, großenteils deshalb nicht ausgenutzt werden konnte, weil die deutsche Armee nicht die Fülle von Lastkraftwagen besaß, die die Industrie der Entente mühelos schuf. Aber vom Juli ab trat die technische Inferiorität des blockierten Deutschland immer klarer zutage. Sie zeigte sich am klarsten in der totalen Unfähigkeit, dem gegnerischen Kampfmittel des T a n k etwas Ebenbürtiges entgegenzustellen. Durch Uebermacht an Menschen und Material, nicht zuletzt durch die

Tausende von Tanks, ist dem physisch ausgemergelten, mit unzureichendem Angriffs- und Abwehrgerät versehenen deutschen Heere das Rückgrat gebrochen.

Wir können die Frage, ob die deutsche O. H. L. oder das preußische Kriegsministerium in der Tankfrage etwas oder viel versäumt hat, hier ganz beiseite lassen. Die Tatsache genügt, daß wir keine Tanks hatten, keine bauten und keine bauen konnten, um die Möglichkeit eines Weiterkämpfens im Herbst 1918 abzuschätzen. Am 18. Juli hatten 321 französische Tanks den Einbruch in den deutschen Marnebogen unterstützt. Am 8. August stießen 400 englisch-französische Tanks über die deutschen Divisionsquartiere hinaus 28 Kilometer hinter die deutsche Front vor. 12 000 Gefangene und 800 Kanonen stellten am 18. Juli, 30 000 Gefangene und 700 Kanonen am 8. August den feindlichen Erfolg des Tages dar. Die Deutschen waren hilflos gegen die Tanks. Aller Einzelheldenmut zerschellte an der Ziffer und der Technik dieser neuen Waffe. Seit dem ersten Erfolg, den die Engländer bei Cambrai im Herbst 1917 ihr verdankt hatten, war die Tankwaffe ausgebaut worden. Vom Frühjahr 1918 ab warf sich die Ententeindustrie diesseits und jenseits des Ozeans auf den Massenbau von Tanks. Die englisch-französische Militärgeschichtsschreibung bemüht sich krankhaft, ihren Sieg vom Herbst 1918 einer großen operativen Idee der alliierten Heeresleitung zuzuschreiben. Man kann schon heute sagen, daß diese Versuche mißglückt sind. *Vor allem durch den Druck der Zahl von Mensch und Gerät* hat Foch die Deutschen zermalmt. In dem Gerät aber spielt der Tank die Hauptrolle. Anstatt unser Volk in der Heimat, anstatt unsere umgesunkenen Soldaten an der Front zu beschimpfen, sollten die Agitatoren der Ludendorff-Legende diese klaren Zusammenhänge sehen.

III.

Die Frage des Weiterkämpfens Ende Oktober war einmal eine Frage der *Reserven an Menschen und Material*, zum andern eine Frage der *strategischen Situation*, in der das deutsche Westheer, der militärpolitischen, in der ganz Deutschland sich im Spätherbst des Jahres 1918 befand. Was die militärische Lage des Westheeres betrifft, so hatte sie sich vom 15. Juli ab rapid und unaufhaltsam verschlechtert. Für den Durchschnittsdeutschen von heute endet die militärische Betrachtung des Krieges — leider — mit den großen Offensivstößen im März gegen Amiens, im April über die Lys, im Mai gegen die Marne. Für die zusammenhängende Betrachtung

dessen, was danach kam, ist nie viel Interesse vorhanden gewesen — und leider auch von unseren Militärs nie geweckt worden. Soweit man die Kämpfe des Sommers und Herbstes überhaupt kennt, hält man sie für bedauerliche Fehlschläge, die zu Rückzügen führten, aber zu „siegreichen“ Rückzügen, die das deutsche Heer als Ganzes intakt, schlagkräftig und manövrierfähig ließen. Ehe das deutsche Volk den ganzen militärisch-strategischen Zusammenbruch vom 15. Juli bis 10. November nicht zu überblicken lernt, wird es die eigentlich zwingenden Gründe für die Annahme der Waffenstillstandsbedingungen nicht einsehen.

Die Frage, ob bei dem Stande der deutschen Reserven das große Offensivunternehmen Ludendorffs wirklich jenes „gigantic gamble“, jenes große Hasardspiel war, als welches ein Teil der militärischen Kritik des Auslandes und Inlandes sie dargestellt hat, ist eine Frage, die wir hier nicht betrachten können. Wir stellen hier lediglich den Gang der deutschen Niederlage seit jenem unglücklichen 15. und 18. Juli dar, an welchem der Offensivstoß der O. H. L. gegen Reims mißglückte, an welchem (nicht ohne Schuld der deutschen O. H. L. selber) die französische Heeresleitung durch einen überraschenden Angriff in die rechte Flanke des deutschen Marnebogens Ludendorff seinen gesamten Feldzugsplan aus der Hand schlug. An diesem 18. Juli wurden wir zum ersten Male entscheidend geschlagen und gezwungen, in kurzer Zeit den ganzen durch den dritten Offensivstoß gewonnenen Marnebogen zu räumen. Bei dieser Operation verloren wir im ganzen 30 000 Gefangene und über 1000 Geschütze. Die Initiative ging auf die Entente über. Der unter dem Decknamen „Flandernschutz“ geplante große Angriff gegen die Engländer im Norden blieb definitiv liegen.

Wir wurden zum zweiten Male entscheidend und wiederum überraschend geschlagen am 8. und 9. August östlich Amiens. Schon in den ersten Tagen der hier einsetzenden Kämpfe verloren wir wiederum 30 000 Mann, 700 Geschütze und bis zum 25. August in täglich sich folgenden schweren Kämpfen einen großen Teil des zwischen Albert und Soissons im Frühjahr gewonnenen Geländes.

Die dritte aus den Zusammenhängen klar erkennbare große deutsche Niederlage ist diejenige vom 21. und 22. August, die südlich Arras begann, sich nach beiden Seiten ausdehnte und in deren Gefolge wir den gesamten Geländegewinn der März-April- und Mai-Offensive (u. a. Bapaume, Péronne, Ham, Noyon, Coucy) innerhalb von 4 Wochen wieder verloren. Die zu gleicher Zeit uns durch einen amerikanischen Angriff auferlegte Räumung des Saint Mihielbogens kostete uns allein etwa 15 000 Gefangene und 465 Geschütze. Die gesamten Niederlagen bis Ende

September — und es waren Niederlagen trotz aller einzelnen heldischen Widerstandsversuche, trotz aller einzelnen hervorragenden Abwehraktionen — endeten für uns nach einer englischen Berechnung mit einem Verluste von 254 000 Gefangenen, 3670 Geschützen und 23 000 Maschinengewehren.

Die Angriffsschlachten vom Juli bis September schufen Foch die Grundlage für seinen nunmehr vom Meere bis Verdun einsetzenden Generalangriff auf die deutschen Linien. Er ging in zwei Etappen vor sich. Am 26. September beginnt der erste Stoß. Wir verlieren nacheinander das Terrain von Langemarck, Armentieres, Bassée. Wir müssen bis an die Tore von Douai zurück. Cambrai, St. Quentin, Laon werden uns entrissen. Die Siegfried-Linie wird durchbrochen. In 3 Tagen verlieren wir bei ihrer Verteidigung nördlich St. Quentin 27 000 Gefangene und 400 Kanonen. Le Cateau, Rethel und Vouziers rücken in die Front. Es waren nicht zuletzt diese Niederlagen, unter deren Eindruck die deutsche O. H. L. das Waffenstillstandsangebot von Anfang Oktober erließ.

Der letzte Akt beginnt am 13. Oktober. Er erscheint nicht mehr als zusammenhängende Schlacht, sondern als ein zum Teil verzweifelter Kampf um den Rückzug. Wir geben die Flandernküste auf, verlieren Brügge und werden bis Gent zurückgeworfen. Wo wir ernstlichen Widerstand riskieren, wie vom 14. bis 16. Oktober zwischen Dixmuiden und der Lys verlieren wir 12 000 Gefangene und mehrere Geschütze. Am 17. Oktober fallen Lille und Douai. Tournai und Valenciennes folgen. Vom 17. bis 25. Oktober kostet uns die Verteidigung der Hermannstellung südlich Le Cateau 20 000 Gefangene und 475 Kanonen. Trotz aller Opfer wird diese letzte ausgebaute deutsche Stellung durchbrochen. Am 4. November müssen wir zwischen Schelde und Sambre erneute Widerstandsversuche mit 20 000 Gefangenen und 450 Kanonen bezahlen. Weiter südlich dasselbe Bild. Die 11., 10. (später 3.), 5. und 4. französische Armee werfen in wenigen Wochen die deutschen Linien über Guise, La Capelle und Fourmies, über Montcornet, Liart und Rocroi, über Wassigny und Mezières, über Vouziers und Sedan bis dicht an die belgische Grenze heran. Die Hunding-Brunhild-Stellung fällt. Die Argonnen müssen unter schweren Verlusten geräumt werden. Vom 5. November an bewegt sich das gesamte deutsche Heer auf einer Front von 220 Kilometer rückwärts. Bis 20 Kilometer täglich legen die drängenden feindlichen Sieger zurück. Am Tage des Waffenstillstandes endlich stehen wir in einer Linie, die von Terneugen am Meere über Gent und Grammont (Belgien), über östlich Mons, östlich Maubeuge (Frankreich), über Chimay, östlich Rocroi (Belgien), über Charleville, Sedan, Stenay und Azannes

bis Pagny südwestlich Metz geht. Wir haben (vgl. oben) seit dem 18. Juli 7990 Offiziere, 354 000 Mann, 6217 Geschütze und 38 622 Maschinengewehre, dazu zahlloses Material, verloren. Wir haben hinter uns als einzige, aber unzulänglich ausgebaute Linie die sogenannte Antwerpen-Maas-Stellung. Diese Stellung ist jedoch zwischen Azannes und Stenay bereits von den Amerikanern überschritten.

Wer über die Frage, ob wir mit einiger Aussicht auf Erfolg im Herbst 1918 noch weiterkämpfen konnten, urteilen will, muß sich diese klaren Tatsachen, diese nüchternen Ziffern vor Augen halten. 4 Monate lang hatten die deutschen Heere — immer wieder bedrängt, immer wieder geschlagen — sich zurückziehen müssen. Jede neu ausgehobene Stellung hatten sie binnen kurzem aufgeben müssen, einer numerischen und technischen Uebermacht weichend, die mit jedem Tage größer ward und allen heldischen Widerstand erdrückte. Fast die gesamte Truppe hatte monatelang dauernd im Feuer gelegen. Das Beste an Führern und Mannschaften war dahin. Was an Gerät täglich verloren ging, konnte kein Nachschub ersetzen. 4 Monate Rückzug. 4 Monate Niederlagen. Und der Rückzug war kein gewollter. Sein Tempo steigerte sich, — mußte sich steigern. Konnten wir bei dieser Sachlage weiterkämpfen? Kämpfen gewiß. Wir konnten den Alliierten Verluste beibringen, Städte verwüsten, Bahnen und Brücken sprengen. Aber wir konnten gleichzeitig weitere Hunderttausende verlieren — an Gefangenen, an Toten, an Verwundeten, weiteres Gerät einbüßen, weiteres Gebiet aufgeben. Vielleicht gelang es uns, mit den bisherigen Verlustziffern bis zum Rhein zu kommen. Vielleicht aber drohte uns vorher eine Katastrophe.

Die Franzosen sind von dieser Katastrophe, der wir nur durch den abgeschlossenen Waffenstillstand entgangen seien, fest überzeugt. Es ist schwer, darüber Durchschlagendes heute festzustellen. Aber wer die Frage, ob wir noch weiterkämpfen konnten, richtig beantworten will, der muß vorurteilslos auch die prekäre strategische Lage des deutschen Westheeres am 10. November in seine Rechnung einstellen.

Wir sahen schon oben, daß die Antwerpen-Maas-Stellung südlich Stenay von den Amerikanern überschritten war. Massierte Angriffe rechts der Maas in Richtung Montmédy sowie Großangriffe auf die deutsche Lothringer-Front in Richtung Briey mußten nicht nur die Deutschen aus der Antwerpen-Maas-Stellung treiben, sie drohten vielmehr, den ganzen deutschen Rückzug zu verwirren. Das war Fochs Ziel. Sobald die deutschen Linien Ende Oktober in Rückfluß geraten waren, hatte Foch den Angriff in Lothringen ins Werk gesetzt. Mit seiner

Durchführung war General Mangin beauftragt, dessen 10. Armee von der Aisne-Front abtransportiert und (vgl. oben) durch die 3. Armee ersetzt war. Der Angriff in die Flanke des deutschen Rückzuges versprach um so mehr Erfolg, als die wichtigste deutsche Eisenbahn-Rückzugslinie, die Linie Valenciennes—Mezières—Longuyon, im Feuer der Franzosen lag. Je weiter das deutsche Heer nach Westen rückte, desto enger mußte es sich zusammenpressen. Die Entfernung in der Luftlinie von dem nach Süden springenden holländischen Maastrichtzipfel nach Sedan ist nur 130 Kilometer, nach Pagny nur 200 Kilometer. Durch dieses Loch, das ein Angriff aus der Richtung Sedan-Pagny beliebig und gefährlich verengern konnte, mußte das ganze deutsche Millionenheer hindurch, wenn es sich an den Rhein retten wollte. Der Fochsche Angriff gegen Lothringen sollte gleichzeitig ins Saartal stoßen — in der richtigen Berechnung, daß die deutsche O. H. L. wegen der gestörten Linie Mezières—Longuyon nur sehr schwer über Namur und die Eifel Reserven vom rechten deutschen Flügel rechtzeitig an die bedrohte Lothringer Front heranwerfen konnte. Der Angriff war nach französischer Darstellung auf den 14. November festgesetzt. Ob er geglückt wäre, kann niemand sagen. Aber es scheint festzustehen, daß das deutsche Heer durch den Angriff, der zunächst mit 20 französischen und 8 amerikanischen Divisionen geführt werden sollte, in eine gefährliche, wenn nicht tödliche Bedrohung geraten wäre. Foch hatte 103 Divisionen in Reserve. Hätte der Angriff sein Ziel erreicht, so hätte sich zwischen Luxemburg und Maastricht ein deutsches Sedan abgespielt, gegen das das französische Sedan von 1870 ein Kinderspiel geblieben wäre. Der Waffenstillstand bewahrte die deutsche Armee vor dieser tödlichen Gefahr, und hinderte Foch daran, zu zeigen, ob er wirklich das war, als was ihn die Legende der Entente hinstellt, der Napoleon des 20. Jahrhunderts.

IV.

Wer nicht mit vorgefaßten Meinungen an das Problem eines deutschen Weiterkämpfens im Herbst 1918 herangeht, wer durch die Flut gegenseitiger Beschimpfungen zur wirklich sachlichen Problemstellung vorgedrungen ist und wer begriffen hat, daß das Problem eines deutschen Weiterkämpfens im Herbst 1918 zunächst ein Problem des Ersatzes, des Menschen- und Geräte-Ersatzes, sodann ein Problem der militärischen Situation Deutschlands im Westen und in ganz Europa war, der wird sich schon nach dem bisherigen Gange der Betrachtung kopfschüttelnd fragen, warum eine Dolchstoßlegende zur Beschimpfung des eigenen Volkes erfunden werden mußte, um eine Sache aufzuklären, die ohnehin

klar ist, die aber restlos klar wird, wenn wir nunmehr zur Betrachtung der militärisch-politischen Gesamtlage Deutschlands im Oktober-November 1918 übergehen.

Als die deutsche O. H. L. Ende September von Spa aus bei der Reichsregierung auf den sofortigen Erlaß eines Waffenstillstands- und Friedensangebotes drängte, als insbesondere Hindenburg am 3. Oktober allem Sträuben des Reichskanzlers gegenüber an der Forderung der O. H. L. festhielt, da stand sie nicht nur unter dem Druck der strategischen Situation im Westen. „Infolge des Zusammenbruches der mazedonischen Front, der dadurch notwendig gewordenen Schwächung unserer Westreserven und infolge der Unmöglichkeit, die in den Schlachten der letzten Tage eingetretenen sehr erheblichen Verluste zu ergänzen, besteht nach menschlichem Ermessen keine Aussicht mehr, dem Feinde den Frieden aufzuzwingen.

Der Gegner seinerseits führt ständig neue, frische Reserven in die Schlacht.

Noch steht das deutsche Heer festgefügt und wehrt siegreich alle Angriffe ab. Die Lage verschärft sich aber täglich und kann die O. H. L. zu schwerwiegenden Entschlüssen zwingen.

Unter diesen Umständen ist es geboten, den Kampf abzubrechen, um dem deutschen Volke und seinen Verbündeten nutzlose Opfer zu ersparen. Jeder versäumte Tag kostet Tausenden von tapferen Soldaten das Leben.“ (Hindenburg an Max von Baden, 3. Oktober 1918.)

Also zu allererst „infolge des Zusammenbruches der mazedonischen Front“ .... Ist es nicht beschämend, zu sehen, wie diese Tatsachen im Laufe von 2 Jahren durch eine würdelose Parteipropaganda haben entstellt werden können und wie sich Männer, die jahrelang vom Vertrauen des ganzen Volkes getragen waren, heute erniedrigen, dem bewußten Zersetzungswillen ihrer Volksgenossen einen Zusammenbruch zuzuschreiben, der nach ihren eigenen Worten von damals zu allererst eine Folge übermäßigen militärischen und wirtschaftlichen Druckes von außen war? Denn als die bulgarischen Linien in Mazedonien sich löften, da fiel nicht nur ein Bundesgenosse aus, da begann eine militärische Bewegung, die in wenigen Wochen zu einer tödlichen Bedrohung der deutschen Heimat aus ganz neuen Fronten sich auswuchs, — eine Bedrohung, die Deutschland zur Anerkennung seiner Niederlage selbst dann gezwungen hätte, wenn die militärische Situation im Westen nicht so verzweifelt gewesen wäre, wie wir sie soeben kennengelernt haben.

Am 15. September durchbrachen die Alliierten die bulgarische Front zwischen dem Vardar und der Czerna. Ohne Widerstand rückten sie auf Nisch und Sofia vor. Verzweifelte Versuche der

deutschen O. H. L., durch Errichtung einer deutsch-bulgarischen Militärdiktatur unter dem General Sawoff das Unheil abzuwenden, konnten nicht verhindern, daß schon nach 14 Tagen zwischen Bulgarien und der Entente ein regelrechtes Waffenstillstandsabkommen getroffen wurde. Die siegreichen französisch-serbischen Heere unter dem General Franchet d'Esperty zogen nordwärts.

3 Tage nach der bulgarischen Niederlage begann Lord Allenby seine Offensive in Palästina. In 12 Tagen rollte er die türkische Front auf, machte 60 000 Gefangene, erbeutete 325 Geschütze und brach dann den Widerstand der Türkei, die sich gleich Bulgarien zu sofortigen Waffenstillstandsverhandlungen bequemte. Innerhalb von 14 Tagen waren auf diese Weise 2 Verbündete Deutschlands erledigt.

Vor Deutschlands Augen erhob sich nunmehr von Ende September ab drohend das Gespenst einer Donaufront. Mit welchen Kräften sollte diese Front gehalten werden? Es waren nur kümmerliche Reste, die Deutschland auf dem Balkan noch stehen hatte. Indem die Donau ins feindliche Feuer geriet, ward ein Hauptweg zur Ukraine gesperrt. Die Ukraine allein hatte im Jahre 1918 durch Lieferung von Vieh und Getreide Deutschland und Oesterreich-Ungarn das Leben ermöglicht. Oesterreich stand Ende September noch. War es aber imstande, mit dem Wenigen, was das an der Westfront bedrohte Deutschland abgeben konnte, gemeinsam die Donau zu halten? Und was würde Rumänien im Rücken der deutsch-österreichischen Donaufront tun, — Rumänien, ohne dessen Oelvorräte der Land- und Seekrieg Deutschlands zum Stillstand verurteilt war? Mit dem Mute der Verzweiflung warf die deutsche O. H. L. eine deutsche und eine österreichische Division von der Ukraine, drei deutsche Divisionen von Rußland, zwei österreichische aus Italien und das deutsche Alpenkorps vom Westen auf den Balkan, um das neue breite Loch im Südwesten zu stopfen. Es war zu spät. Dem militärischen Zusammenbruche Oesterreich-Ungarns ging der politische noch voraus.

Oesterreich-Ungarn hatte am 5. Oktober gleichzeitig mit Deutschland bei Wilson um einen Frieden auf der Grundlage der 14 Punkte nachgesucht. Am 19. Oktober abends erhielt es die Antwort, daß die Entente mit der Tschechoslowakei und mit Jugoslawien nur selbständig Frieden schließen würde. Damit war Oesterreich-Ungarn zerfallen. Als am 27. Oktober die Alliierten die österreichische Piave-Linie durchbrachen, ward die österreichisch-ungarische Niederlage zum Signal für den offenen Aufruhr. Der neue Außenminister Andrassy sagte sich förmlich von dem Bündnis mit Deutschland los. Rumänien erhob sich.

Die Donaufront war hinfällig geworden. Franchet d'Espery marschierte in Ungarn ein. Die deutschen Truppen aus Rumänien gerieten in schwerste Gefahr. An Stelle der Donaufront erhob sich die Gefahr eines alliierten Angriffs durch die verbündete Tschechoslowakei hindurch gegen die deutsche Heimat selber.

Das war die Lage Deutschlands in Europa Anfang November. Im Westen seit 4 Monaten verlorene Schlachten. Keine Aussicht auf Wendung. Wohl aber die Gefahr, in die größte militärische Katastrophe der deutschen Geschichte verstrickt zu werden. Im Südosten verlassen von allen drei Bundesgenossen, abgeschnitten von den wichtigsten Oel- und Getreidegebieten, an der Grenze bedroht von einer neuen alliierten Armee, die durch plötzlich neu entstandene Feinde verstärkt war. Konnten wir wirklich im Spätherbst 1918 noch weiterkämpfen? Konnten wir ernsthaft hoffen, durch weiteren Widerstand den Sieg zu erringen?

V.

Wir haben in unserer ganzen bisherigen Betrachtung die Frage nach der moralischen Widerstandskraft des deutschen Heeres beiseite gelassen, obwohl diese Teilfrage, ob und inwieweit nämlich eine moralische Erschütterung des deutschen Heeres an unserem militärischen Zusammenbruch mitschuldig ist, merkwürdigerweise die Gemüter in Deutschland bisher ausschließlich beschäftigt hat. Lebt doch die ganze Ludendorff-Legende von der Behauptung, daß Deutschland durch den mangelnden Siegeswillen seines eigenen Volkes zusammengebrochen ist und daß wir im Spätherbst 1918 noch siegreich hätten weiterkämpfen können, wenn politische Führung und Volk den energischen Willen zum Weiterkämpfen gehabt hätten.

Nun wird jeder, der die harten Tatsachen unserer militärischen und wirtschaftlichen Lage, wie wir sie oben gezeichnet haben, nüchtern betrachtet, über die Bierbank-Philosophie dieser Legende lächeln. Denn schon diese Tatsachen allein erlauben auf die Frage, ob wir im Herbst 1918 noch hätten weiterkämpfen können, eine ganz klare und einfache Antwort. Dennoch gehören auch die Fragen nach den moralischen Reserven des deutschen Volkes im Herbst 1918 zu den Fragen nach den Ursachen des Zusammenbruchs.

Diese Fragen sind freilich nicht mit jener Exaktheit zu beantworten, wie die nach den Reserven an Menschen und Kanonen. Stimmung, Geist, Widerstandswillen — das alles ist quantitativ nicht zu messen. Debatten über solche seelischen Faktoren öffnen der Phantasie und der Leidenschaft Tür und Tor. Tief verknüpft

mit dem Wollen und Wünschen der eigenen Persönlichkeit werden historische Untersuchungen über moralische Faktoren nur allzu oft zu eigenen moralischen Werturteilen. Ist doch der ganze Streit um die Dolchstoß-Theorie bisher zum größten Teil nichts weiter als die gegenseitige moralische Beschimpfung politischer Gegner gewesen.

Die seelischen Widerstandskräfte im deutschen Volke, können richtig beurteilt und bewertet werden nur im engsten Zusammenhange mit seiner wirtschaftlichen, physiologischen und politischen Lage. Deutschland war seit der Marneschlacht eine belagerte Festung. Alle deutschen Land- und Seeschlachten seit der Marneschlacht sind mehr oder weniger verzweifelte Ausfälle eines eingeschlossenen und blockierten Heeres. Das ist der grundlegende Unterschied zwischen der Lage des deutschen Volkes und der seiner Gegner. Wer die seelischen Widerstandskräfte des deutschen Volkes während des Krieges studieren will, der studiert gewissermaßen die Seele einer jahrelang eingeschlossenen, körperlich und seelisch ausgehungerten Festungsbevölkerung. Die seelischen Widerstandskräfte des deutschen Volkes im Kriege studieren, heißt die Wirkungen der Blockade studieren. Ich habe nicht den Eindruck, daß der deutschen O. H. L. und ihren politischen Trabanten, daß all den heute schimpfenden und polternden Generälen dieser Gesichtspunkt jemals deutlich zum Bewußtsein gekommen ist.

Ob die Blockade moralisch und völkerrechtlich zu begründen war, geht uns hier nichts an. Wir konstatieren lediglich die Tatsache, daß, während der deutsche U-Boot-Aushungerungsversuch, der England dieselben Leiden wie es uns zudachte, kläglich scheiterte, der englische Aushungerungskrieg gegen die deutsche Festung gelungen ist, — daß wirklich, wie die halb offiziöse englische „Geschichte der Friedenskonferenz von Versailles“ es ausdrückt, die wachsende Wirkung der Blockade die körperliche und moralische Widerstandskraft der deutschen Armee und Flotte zermürbte. „Die Blockade Deutschlands mußte allmählich das gesamte Leben der Nation in Mitleidenschaft ziehen.“ Dieses Tirpitzsche Wort gilt auch und gerade für die seelischen Kräfte der Nation. Der Wille zum Sieg ist kein Ding an sich. Hunger und Kohlennot, Krankheiten und Papierstiefel erzeugen nach natürlichen Gesetzen im einzelnen und in der Masse gewisse seelische Defekte, die der geniale Feldherr kühl in seine Rechnung einstellt, anstatt die Millionen zu beschimpfen, deren Leiber sie erdulden.

Wenn man heute auf das zurückblickt, was im Vergleich zu allen übrigen am Kriege beteiligten Nationen die schlecht genährten und gekleideten Massen des deutschen Volkes in den letzten Jahren des Krieges widerspruchslos geleistet und ge-

litten haben, kommen einem die schwülstigen Phrasen der Dolchstoßlegende wie eine nationale Blasphemie vor. Unzufriedenheit, Mutlosigkeit, Klagen, Wühlereien, ja Hetzreden hat es seit 1915 im deutschen Heere gegeben für jeden, der das Heer kannte. Gab es die in anderen Armeen nicht auch? Haben nicht 1917 in der französischen Armee Dutzende von Regimentern gemeutert und Soldatenräte gebildet — zur selben Zeit, als wir in der deutschen Flotte die ersten Matrosenunruhen erlebten? Die Meutereien in Frankreich wurden niedergeworfen mit Gewalt, mit besserer Verpflegung und mit großzügiger sozialer Soldatenpolitik. Leider waren wir zu letzterer nicht klug und zu der besseren Verpflegung nicht reich genug. Gewiß sind die seelischen Widerstandskräfte im deutschen Volke von Kriegsjahr zu Kriegsjahr nicht gestiegen. Aber pazifistischen und antimilitaristischen Hetzern das zuzuschreiben, was im wesentlichen eine natürliche seelische Folge körperlicher Leiden war, verrät eine Naivität und eine nicht nur logische Begriffsverwirrung, deren sich zum mindesten jener Mann schämen sollte, der trotz all seiner politischen Unzulänglichkeiten doch zu den großen Soldaten dieses Weltkrieges immer gehören wird. Wühlereien kommen von Wühlern — Unzufriedenheit von Unzufriedenheitsmachern — diese Bierbanklogik der Dolchstoßlegende muß abgelöst werden von der nüchternen Untersuchung der wirklichen Gründe jenes seelischen Zusammenbruches, der im Spätherbst 1918 die Stoßkraft des kämpfenden, arbeitenden Volkes zermürbt hatte.

Den Zusammenhang von Blockade und Geistesverfassung haben wir kurz schon oben gestreift. Man kann weitergehen und behaupten, daß z. B. auch ein Teil jener Unzuträglichkeiten zwischen Offizier und Mann, die den Gemeinschaftsgeist des deutschen Volkes in den letzten Kriegsjahren ge- und zerstört haben, auf die Wirkungen der Blockade zurückzuführen ist. Die Hungersnot schuf einen Krieg Aller gegen Alle — um die Lebensmittel. In diesem Krieg blieb bei der Armee der Offizier ganz selbstverständlich Sieger. Es hat Schweinehunde gegeben in der deutschen Armee. Aber ebenso bei den Franzosen, ebenso bei den Engländern. Die Hungerwirkungen der Blockade störten die intimsten Gemeinschaftsbeziehungen, die Kameradschaft im Heere, die Solidarität unter den Arbeitern, das Verhältnis von Vater und Sohn, von Gatten und Gattin. Das deutsche Volk nach 4 Jahren Krieg, nach 4 Jahren Hunger befand sich in einem Zustande seelischer Gereiztheit, die alles das weit übertraf, was der Krieg in den Ländern und Volkskörpern der Entente angerichtet hatte.

Ich verzichte mit Absicht darauf, an dieser Stelle auf Mängel in der psychologischen und politischen Behandlung des deutschen

Volkes hinzuweisen, die meiner Meinung nach die nationale Solidarität zum mindesten ebenso sehr erschwert haben, wie die geheimnisvollen Flugblätter der Unabhängigen und die ebenso geheimnisvollen Streikhetzer des Spartakusbundes, von denen im Herbst 1918 weder Ludendorff noch seine Aufklärungsoffiziere etwas wußten, denen die Ludendorff-Legende aber heute den Zusamenbruch eines 60 Millionen-Volkes in die Schuhe schieben möchte. Wir wissen zwar, was eine großzügige revolutionäre Propaganda in einem Heere ausrichten kann. Ludendorff selber hat es uns im Jahre 1917 an der Ostfront gezeigt, wo Millionen von Flugblättern, angefüllt mit Artikeln von Liebknecht, Luxemburg und anderen Antimilitaristen, die in Deutschland nicht verbreitet werden durften, Tag für Tag in die russische Front geworfen wurden, um dort Miesmacher, Flaumacher, Pazifisten zu züchten, um den „Willen zum Sieg" aus dem Herzen des russischen Soldaten zu reißen. Aber wir wissen zum anderen — und die kläglichen bisherigen Beweisversuche Ludendorffs bestätigen es —, daß eine solche systematische Propaganda im deutschen Heere niemals existiert hat. Hätte sie übrigens existiert, so wäre es ein vernichtendes Zeugnis für den Nachrichtendienst eines Generalstabschefs, daß er erst ein halbes Jahr nach dem Kriege aus Zeitungsartikeln über die renommistische Rede eines in der deutschen Arbeiterbewegung völlig unbekannten Herrn Vater aus Magdeburg erfährt, was im Jahre 1919 in seiner Armee passiert ist. Aber dieses ganze kindliche Suchen nach dem bösen Verführer des deutschen Volkes lenkt ja von den wirklichen Problemen und den wirklichen Tatsachen völlig ab. Die Dinge liegen nämlich in Wirklichkeit so, daß trotz aller Hungerstimmung, trotz aller seelischen Blockadewirkungen, trotz Friedensresolution, Pazifismus, Januarstreik und unabhängiger Kreditverweigerungen im März 1918, als die Aussicht auf Frieden durch Sieg zum letzten Male lockte, die großen Massen des deutschen Volkes, auf die es ankam, in einer Einheitsstimmung geschlossen dastanden, mit der auch der anspruchsvollste Stimmungspolitiker der O. H. L. zufrieden sein mußte — und daß dieser Geist der Geschlossenheit unter dem fechtenden und arbeitenden Volke bis in den Sommer anhielt — und daß er seine große Erschütterung erst Mitte Juli bekam, als *durch die entscheidende militärische Niederlage, als durch das Mißlingen der großen Friedensoffensive* das Volk sich in seinen Hoffnungen auf Frieden durch Sieg, auf Erlösung durch Frieden betrogen sah.

Stimmung ist kein Ding an sich. Die Meutereien an der französischen Aisnefront hingen zeitlich und sachlich mit einer der blutigsten Niederlagen der französischen Armee in diesem Kriege

eng zusammen. Die revolutionären Ludendorffschen Flugblätter hatten im russischen Heere nur deshalb Erfolg, weil Rußland militärisch geschlagen war. Man hungert hinter einer siegreichen Front länger als hinter einer geschlagenen. Stimmung hängt immer mit körperlichem Befinden zusammen. Stimmung im Kriege wird tief durch Sieg oder Niederlage beeinflußt. Ist es den traurigen Vertretern der traurigen Dolchstoßlegende niemals aufgefallen, daß der Weltkrieg nicht nur Deutschland sondern auch Rußland, Oesterreich, Ungarn und Bulgarien eine Revolution beschert hat? Und daß das just diejenigen Länder sind, die in diesem Kriege militärisch besiegt wurden? Sind sie militärisch besiegt, weil ihre Völker zufällig pazifistischen, antimilitaristischen und revolutionären Verführern ihr Ohr liehen? Oder sind sie seelisch und politisch zusammengebrochen, weil sie wirtschaftlich und militärisch durch eine Uebermacht geschlagen wurden? Wenn wir gesiegt hätten, wären die Marineunruhen vom Sommer 1917 längst vergessen, wie die französischen Meutereien desselben Jahres vergessen sind. Wenn Frankreich geschlagen worden wäre — zweifelt jemand daran, daß der Krieg für Frankreich mit einer Revolution geendet hätte?

Wer mit dem Denken, Fühlen und Hoffen des deutschen Volkes an der Front und in der Heimat engere Fühlung hatte, als ein Generalstabschef oder seine Aufklärungsoffiziere das vermochten, der weiß, daß nach den Juli-Niederlagen die seelischen Widerstandskräfte im Volke rapid zurückgingen, daß von da an die feindliche Propaganda anders als bisher zu wirken begann, daß durch die sich immer weiter folgenden Niederlagen der autoritäre Glaube an das Feldherrngenie der deutschen O. H. L. Stöße erlitt, von denen ein so auf „Disziplin von oben" trainiertes Volk wie das deutsche sich nicht wieder erholen konnte. Wer Augen hatte, sah das schon Ende Juli. Ludendorff sah es nicht. Ludendorff sieht es heute noch nicht. Ludendorff muß sich daher von einem französischen Kollegen, dessen Mentalität der seinen nicht fern steht, sagen lassen, daß er blind war: „Er sah es nicht, daß sein letzter militärischer Mißerfolg der Gesinnung seines Heeres, das am 17. Juli zur Eroberung des Friedens vorzurücken glaubte, einen verhängnisvollen Schlag versetzt hatte. Er wollte es nicht sehen. Für ihn war es die schlechte Gesinnung in der Heimat, welche die Truppen entmutigte."

Der psychologische Knacks im deutschen Heere war seit Mitte Juli da. Er wurde mit jeder Niederlage größer. Trotzdem ist nichts falscher als das deutsche Heer des Sommers und Herbstes 1918, wie es die Dolchstoßlegende tut, als von revolutionären Bestrebungen unterwühlt zu wähnen. Das Heer kämpfte. Es kämpfte mit all jenen Anstrengungen und all jenen Opfern, die

gerade die O. H. L. in ihren damaligen Heeresberichten individueller und menschlicher zu schildern begann, als sie es jemals vorher getan. Es gab größere Müdigkeit, häufigere Drückebergerei, mehr Fatalismus — bei Mannschaft und bei Offizieren. Aber gegen die Uebermacht an Menschen und Gerät, die vom Juli 1918 an auf die deutschen Divisionen herniederbrach, hätte auch „flottere Stimmung" nichts geholfen. Es haben sich zwar im Chor der Ludendorff-Legende Stimmen gemeldet, die die Revolutionierung des deutschen Heeres schon im Sommer und Herbst 1918 genau beobachtet haben wollen. Aber es ist sehr merkwürdig, daß damals von den verantwortlichen Stellen niemand von dieser Bolschewisierung des deutschen Heeres etwas — zum mindesten gesagt hat. Weder in der Kaisersitzung in Spa am 14. August, in der die gefährlichen militärischen Zustände zum ersten Male erörtert wurden, noch in den Verhandlungen mit der Reichsregierung, die zur Herausgabe des Waffenstillstandsangebotes führten, findet sich ein Wort davon. Der Abgesandte der O. H. L., der Anfang Oktober den Parteiführern in Berlin reinen Wein über die Lage an der Front einschenken sollte, redete von allem Möglichen, aber für die Taten des Heeres hatte er nur lobende Worte, und von Meutereien usw. redete er kein Wort. Auch Ludendorff selber hat Mitte Oktober in den großen Sitzungen des Kriegskabinetts, denen er aktiv beiwohnte, nichts von einem revolutionierten Heer gewußt, sondern wo er auf schlechte Stimmung im Heere zu sprechen kam, diese vernünftigerweise dem Nahrungsmangel, der Grippe, dem mangelnden Ersatz, der übergroßen Anspannung der einzelnen Verbände zugeschrieben. Wer aber etwa meint, daß die O. H. L. diese Dinge gewußt, aber aus gewissen Gründen für sich behalten habe, kann eines Besseren belehrt werden durch einen Einblick in die Protokolle der Besprechungen, die der Chef der Nachrichtenabteilung der O. H. L. noch im Spätherbst 1918 an der West- und Ostfront abgehalten hat. In diesen Besprechungen, in denen die Aufklärungsoffiziere der einzelnen Armeegruppen über die Stimmung in den einzelnen Verbänden detailliert berichteten, ist nirgends und mit keinem Worte von all den schrecklichen Dingen die Rede, denen die Ludendorff-Legende heute den Zusammenbruch in die Schuhe schiebt. Warum hat Ludendorff, der im zweiten Bande seines Kriegsbuches jeden unkontrollierbaren Zeitungsartikel, der für seine Legende spricht, abdruckt, nicht ein einziges amtliches Dokument herausgegeben, das die Verseuchung der Front durch destruktive Heimatpropaganda strikt beweist? Warum ist er mit seinen Angriffen auf die deutsche Heimatfront erst im Frühjahr 1919 hervorgetreten, als er gleichzeitig seinen Kampf gegen die Republik begann?

VI.

Wenn man nach den Gründen fragt, aus denen die O. H. L. Ende September plötzlich auf den Abschluß eines Waffenstillstandes drängte, so spielte der Stimmungsfaktor im deutschen Volke unter ihnen sicherlich die geringste Rolle. Bis Ende September kann man von der Stimmung des deutschen Volkes sagen, daß sie zwar erschüttert, daß die Hoffnung auf Sieg zwar gebrochen war, daß aber die deutsche Regierung dieser seelischen Haltung ihres Volkes wegen zu keiner Kapitulation gezwungen war. Die mehr verzweifelte und resignierte als revolutionäre Stimmung hätte Ende September auch ein Weiterkämpfen noch hingenommen. Wir stellen noch einmal fest, daß es keine Gründe der Stimmung in Heer und Heimat, sondern daß es rein militärische Erwägungen, die fortwährenden Niederlagen im Westen und der Zusammenbruch in Bulgarien waren, die nach dem Schreiben Hindenburgs vom 3. Oktober das Waffenstillstandsangebot notwendig machten.

Aber von dieser prekären militärischen Lage wußte das deutsche Volk bis Anfang Oktober nichts. Auch nach dem Umschwung im Juli, ja nach den kritischen Ereignissen im September hatte die deutsche O. H. L. in ihrer offiziösen Berichterstattung von dem tödlichen Ernst der Lage so gut wie nichts merken lassen. Es ist wichtig, daran zu erinnern. **Denn nur dadurch wird die neue moralische Erschütterung verständlich, die eintrat, als Anfang Oktober die Nachricht von der Bitte um Waffenstillstand plötzlich wie ein Blitz in das Volk einschlug.** Die Juli-Niederlage hatte Deutschland aus seinen Siegeshoffnungen gerissen. Die Nachricht von dem Waffenstillstandsangebot zeigte ihm, daß der Krieg verloren war. Sie zeigte ihm das plötzlich — unvorbereitet — brutal. Die psychologischen Wirkungen dieser plötzlichen Erkenntnis, die psychologischen Wirkungen seines Waffenstillstandsangebotes auf das Volk der belagerten Festung, die verheerenden Wirkungen, die es auf das Denken und Fühlen der kämpfenden Soldaten ausüben mußte, hat Ludendorff nicht vorausgesehen. Max von Baden sah sie voraus. Er wollte die Aktion vorbereiten — nach innen und außen. Ludendorff drängte rücksichtslos, unüberlegt und zeigte damit, daß er trotz all seines Redens und Schreibens von Stimmung und Moral gar nicht begriffen hatte, um was es sich dabei handelte. Für ihn war Stimmung immer etwas gewesen, das man fabriziert wie Geschütze, das man aus der Heimat nachschiebt wie Ersatz, das man füttert, wie man seine Pferde füttert.

Ludendorff ist der legitime Vater des Waffenstillstandsangebotes. Er hat die ersten Noten an Wilson ausdrücklich gebilligt. Vielleicht war er sich über die politischen Konsequenzen dieses von ihm unter Hinweis auf die Tausende von täglich sterbenden deutschen Soldaten erzwungenen Schrittes nicht klar. Vielleicht beurteilte er die psychologische Wirkung dieser Aktion, die die Geschichte ewig mit seinem Namen verknüpfen wird, auf seine militärischen Gegner ebenso falsch wie die auf seine eigenen Soldaten. Vielleicht hatte er Ende Oktober, wie der Vertreter des Auswärtigen Amtes in Spa telegraphiert, wirklich die Nerven verloren. Vielleicht graute ihm vor den Folgen dessen, was er angestoßen und was nun unaufhaltsam, wie er merkte, weiterrollte. Vielleicht hatte er überschlau und in totaler Verkennung der eigenen Lage einerseits, der Feindseele andererseits darauf gerechnet, einen schnellen Waffenstillstand zu erlangen, der ihm die Sammlung seiner Truppen in einer neuen Linie und darauf entweder neue Verhandlungen oder neues Losschlagen auf besserer militärischer Basis ermöglichte. Vielleicht aber suchte er auch durch eine neue Schwenkung einen anständigen historischen Abgang. . . . . Dies alles kann an dieser Stelle im Detail nicht untersucht werden. Fest steht nur, daß der Mann, der in den letzten Septembertagen mit allen Mitteln unter Berufung auf die militärisch-strategische Lage eine politische Aktion von weltgeschichtlicher Bedeutung erpreßt hatte, 14 Tage später, als er sah, was er angerichtet hatte, sich anders besann und nun — zuerst schwankend, dann immer eigensinniger bis nahe an die Verleugnung seines eigenen Angebotes heran sich verbeißend — von der Reichsregierung und von dem deutschen Volke die Wiederaufnahme des Krieges mit neuem Schwung und neuer Begeisterung verlangte.

Die Frage, ob die moralischen Reserven des deutschen Volkes im November 1918 noch weiter zu kämpfen erlaubten, ist durch diese fahrige Führung Ludendorffs mitentschieden worden — in einem Sinne, der den Absichten Ludendorffs sicher nicht entsprach. Ein Generalquartiermeister kann auf seiner Karte in 14 Tagen eine lebendige Armee wie Bleisoldaten vom linken auf den rechten Flügel werfen. Aber man kann nicht einer 4 Jahre ausgehungerten Festungsbevölkerung von 60 Millionen Seelen von einer Woche zur anderen einen Seelenumschwung kommandieren, wie man einer Kompagnie „rechts schwenkt, marsch“ kommandiert. Nachdem infolge der dauernden deutschen Niederlagen der Glaube des Volkes an den Sieg erschüttert, infolge der deutschen Friedensbitte das Eingeständnis der Niederlage erfolgt, nachdem 14 Tage lang zwischen Berlin und Washington öffentlich über den Frieden verhandelt worden war, konnte es für die große

Masse des fechtenden und arbeitenden, des leidenden und enttäuschten Volkes nur ein Ziel, nur eine Hoffnung geben: Frieden. Das hat nichts mit Bolschewismus und nichts mit Pazifismus zu tun. Das war wie ein Geschütz, das sich verschossen hat. Das war nach all den Erlebnissen der letzten 4 Monate, nach der furchtbaren Ernüchterung eines aus tausend Siegeshoffnungen gerissenen, jahrelang gegängelten Volkes das Selbstverständlichste von der Welt. Und das war jedem klar, der damals in den Dingen und im Volke mitten drin stand. Nur der deutschen O. H. L. blieb es verborgen. Sie glaubte, daß es nur eines wirksamen Appells der neuen Regierung an das Volk, daß es nur der Forderung übermenschlich harter Waffenstillstandsbedingungen von seiten der Gegner bedurfte, damit das deutsche Volk sich wieder wie ein Mann erhöbe, um seinen militärischen Führern, die es in den letzten Monaten von Niederlage zu Niederlage geschleppt hatten, von neuem blindlings zu folgen. Sie glaubte es — oder sie tat wenigstens so nach außen.

Eine politische Führung, die Verantwortungsgefühl hatte, konnte ein Hasardspiel wie dieses nicht mitmachen — ein Hasardspiel, auf das Clemenceau genau so ungeduldig wartete wie die Führer des russischen Bolschewismus. Eine politische Führung, die die historische Situation begriff, mußte in nüchterner Ruhe, und ohne sich um das nervöse Gepolter von Generälen zu kümmern, die plötzlich wieder von „Soldatenglück“ zu reden begannen, den Weg weitergehen, den sie betreten hatte. Die Geschichte rechtfertigte sie. Die militärische Situation im Westen verschlechterte sich. Oesterreich fiel ab. Eine neue Front von Südosten drohte. Der Ausfall Rumäniens besiegelte das Schicksal unserer Kriegführung und unserer Ernährung. Wir schlossen einen Waffenstillstand, der uns wehrlos machte. Wir schlossen den Waffenstillstand aber so zeitig, daß wir von unseren Gegnern noch einen Rechtstitel schwarz auf weiß unterschrieben erhielten, einen Rechtstitel, dessen Bedeutung erst die nächsten Jahrzehnte erweisen werden, die Jahrzehnte des deutschen Wiederaufbaus.

VII.

Mit der Hoffnung auf Sieg konnten wir im November 1918 nicht weiterkämpfen. Das war nicht eine Frage der Moral sondern eine Frage der militärisch-wirtschaftlichen Kräfte, der militärisch-politischen Situation, der militärisch-wirtschaftlichen Reserven. Auch ein Heer, das nicht die physiologischen und psychologischen Erschütterungen durchgemacht hatte wie das deutsche Westheer Ende Oktober 1918 würde gegenüber dem

harten Zwang dieser militärisch-wirtschaftlichen Tatsachen die Niederlage haben anerkennen müssen.

Nun hat jedoch die Ludendorff-Legende eine letzten Dreh gefunden, mit dem sie den zwingenden Schlüssen der Beweisführung, die die wirtschaftliche und militärische Situation Deutschlands im November 1918 diktierte, zu entschlüpfen hofft. Wir hätten, so sagt sie, weiterkämpfen können und weiterkämpfen müssen, nicht um den Sieg, sondern um bessere Bedingungen zu erreichen, als Wilson sie uns bot — um auf jeden Fall den vollen Siegfrieden der Entente zu verhindern und einen halbwegs annehmbaren Frieden für Deutschland zu erlangen. Wie steht es mit diesem Dreh?

Man wird nicht ohne Staunen erfahren, daß gerade derjenige Mann und diejenigen Politiker heute die Möglichkeit eines „annehmbaren“ Friedens, eines „Friedens auf der mittleren Linie“ predigen, die bis zum Zusammenbruch den Glauben an eine solche Lösung des Weltkrieges für unmännlich, flau, ja für einen Verrat am Vaterlande erklärt haben. Hatten sie nicht jahrelang gepredigt, daß dieser Krieg nur mit einem Sieg oder Niederlage endigen könne, daß niemals der Feind zu einem Frieden der Verständigung die Hand bieten würde, daß uns daher nichts anderes übrig bliebe, als zu siegen und durch Sieg der vernichtenden Niederlage zu entgehen? Und nun gab es plötzlich doch so etwas wie „Frieden auf der mittleren Linie“? Nun ist es ausgerechnet die junge deutsche Demokratie gewesen, die im Oktober-November 1918 diesen annehmbaren Frieden unmöglich gemacht, und ausgerechnet Ludendorff, der diesen Frieden der feindlichen Konzessionen erstrebt hat?

Vielleicht gab es eine Möglichkeit, einen besseren Waffenstillstand und einen besseren Frieden zu erlangen, als den wir erhalten haben. Aber wenn es sie gab, so sicher vor jenem Oktobertage, als Ludendorff seine militärischen Karten aufdeckte und seine Niederlage anmeldete. Man kann die Friedensmöglichkeiten des Jahres 1916 und 1917 hier ganz beiseite lassen. Warum aber hat die O. H. L. im August 1918 auf der Kaisersitzung in Spa nicht in Ruhe die Konsequenz gezogen, die sie Ende Oktober so plötzlich und gewaltsam zog? Damals ist unter ihrer entscheidenden Mitwirkung ein Beschluß gefaßt worden, Friedensfühler zwar auszustrecken, aber mit einem Angebot zu warten, bis die militärische Situation sich wieder gebessert habe. Weitergehende Schritte sind hartnäckig abgelehnt worden, weil man so oder so noch an eine militärische Wendung glaubte, weil man sich zu dem Eingeständnis der militärischen Niederlage vielleicht vor sich selbst, sicher vor der Welt noch nicht bequemen wollte. Im August stand das bulgarische Heer noch undurchbrochen da. Die

Türkei kämpfte noch. Und im Westen hätte Ludendorff, wie einer seiner Gegner, General Mangin, sagt, im August und September bei etwaigen Waffenstillstandsverhandlungen noch ein Heer zur Verfügung gehabt, das eine wirkliche Macht darstellte. Wir wissen aus den alliierten Vorverhandlungen zu dem Waffenstillstandsabkommen von Compiègne, daß selbst das zusammengebrochene deutsche Heer des Oktober für eine Reihe von alliierten Generälen noch ein Faktor war, auf den sie Rücksicht nehmen zu müssen glaubten. Um wieviel mehr wäre das der Fall gewesen im August und September, als das südöstliche Loch die deutsche Festung noch nicht bedrohte. Jetzt war es zu spät. Jetzt war Ludendorff nicht nur im Westen militärisch geschlagen. Jetzt war Deutschland in Europa auf allen Seiten zusammengebrochen. Die Alliierten diktierten. Die Zeit zu einem annehmbaren Frieden der Konzessionen war vobei. Wer in dieser Situation an ihn glaubte, war ein größerer Phantast, als der europäische Pazifismus ihn jemals hervorgebracht hat.

Deutschland sollte nach der Ludendorff-Legende im November 1918 weiterkämpfen — nicht um den Sieg zu erringen, sondern um seine Vernichtung zu verhindern. Nach unserer Analyse ist es klar, daß jeder Versuch zum Weiterkämpfen damals ein Hineinrennen in den sicheren Tod bedeutete. Wir hätten auf den sagenhaften Schlachtfeldern der Ludendorff-Legende, am Rhein und in Böhmen, keinen besseren sondern einen schlechteren Waffenstillstand bekommen. Wer behauptet, daß es einen schlechteren, als den wir erhalten haben, nicht gab, der belügt sich und das deutsche Volk. Wir hätten auf keinen Fall einen Waffenstillstand bekommen mit jenem Rechtstitel, den wir oben erwähnten — und der die Magna Charta unserer Revisionsforderungen bleiben wird, bis das Unrecht von Versailles ausgelöscht ist.

Die Frage, ob wir im Herbst 1918 weiterkämpfen konnten, ist nun keine Frage mehr. Sie darf auch für diejenigen keine Frage mehr bleiben, denen die Anerkennung jener harten Tatsachen, denen wir erlegen sind, auch heute noch schmerzlich ist. Mit Legenden schaffen wir den festen Boden nicht, auf dem wir stehen müssen, wenn wir wieder vorwärts wollen. Wir dürfen diesen Krieg und sein Ende gewiß nicht allein vom Standpunkt des unglücklichen Kriegskrüppels betrachten. Wir dürfen ihn aber noch weniger vom Standpunkt des ehrgeizigen Generals betrachten, der seine Niederlage nicht eingestehen will — oder vom Standpunkte des verärgerten Offiziers, der mit dem verlorenen Krieg die Stellung seiner Kaste zerbrochen sieht. Wir werden über die Ursachen des Krieges und die Politik, die ihn ermöglichte, vielleicht nie einig werden. Aber daß der Krieg des Jahres 1918

verloren ging nicht durch Verrat von unten, nicht durch Verrat von oben — in dieser Erkenntnis können wir uns alle einigen. Wir konnten im Herbst 1918 nicht weiterkämpfen, weil alle Ausfälle aus unserer belagerten Festung mißglückt, weil wir von kriegswirtschaftlich wichtigstem Vorgelände vertrieben, weil wir in die Festung selber hineingeworfen waren, weil wir hier weder das Material für weitere Kriegführung, noch die Lebensmittel für weitere Ernährung hatten. *Wir konnten im Herbst 1918 nicht weiterkämpfen, weil wir durch die Blockade — im ganzen und im schauerlich reichen Sinne dieses Wortes — ausgehungert waren.*

Nachwort.

Gegen meine Broschüre ist außer zahllosen Artikeln eine ausführliche Entgegnung geschrieben worden. Ihr Verfasser ist der ehemalige General von Kuhl. Sie wird verlegt und vertrieben vom Deutschen Offiziersbund. Kuhl hat den Ruf eines tüchtigen Soldaten. Die Republik bestellte ihn als Sachverständigen eines der von ihr eingesetzten Untersuchungsausschüsse. Ich gehe auf die partei-politischen Erörterungen und Ausfälle Kuhls nicht ein und werde mich sachlich mit ihm auseinandersetzen.

Dabei gestehe ich zunächst, daß mich seine Arbeit tief enttäuscht hat. Ich erwartete nach der marktschreierischen Ankündigung dieser Widerlegung, daß der ehemalige General mich gerade auf dem Gebiete angreifen und erschlagen würde, auf dem er Autorität ist, und ich Laie bin — nämlich auf dem militärischen. Das ist leider nicht der Fall. Ueber das Kernstück meiner Beweisführung, daß nämlich die Ersatzlage, die strategische Lage im Westen, endlich die gesamte militärisch-politische Lage in Europa uns ein Weiterkämpfen mit irgendeiner Aussicht auf Erfolg unmöglich machte, geht er auf einigen Seiten hinweg, indem er mit wenigen Einschränkungen mir in Bezug auf die Tatsachen zustimmt. Der weitaus größte Teil seiner Widerlegung beschäftigt sich mit der sogenannten Unterwühlung der Front durch revolutionäre Propaganda und dem Beweisversuch, daß eine Anzahl von Reden, Leitartikeln und Flugblättern ein Volk von 60 Millionen und ein Heer von 10 Millionen Menschen innerlich zerschlagen hat. Ich bedaure diese Gesamteinstellung meines Gegners. Wenn wir die Gründe unseres Zusammenbruchs wissenschaftlich und objektiv klären wollen, so müssen wir uns zunächst an kontrollierbare, meßbare, objektiv feststellbare Faktoren halten. Daß Deutschland nach Verlust der Oelfelder Rumäniens weder Seekrieg noch Landkrieg weiterführen,

weder seine Landwirtschaft noch seine Industrie auf der Höhe halten konnte, das ist eine von niemandem bezweifelte Tatsache. Daß daher der Verlust Rumäniens das Ende der Kriegführung und somit für sich allein schon einen entscheidenden, ja völlig ausreichenden Grund unseres militärischen Zusammenbruchs bildete, das ist eine Tatsache, von der Kuhl wie ich gemeinsam ausgehen müßten. Solcher unbezweifelbaren Tatsachen glaube ich eine ganze Reihe angeführt zu haben. Kuhl widerlegt sie nicht. Er läßt wieder den berühmten Herrn Vater aus Magdeburg aufmarschieren und den ebenso berühmten Leitartikel aus dem „Vorwärts“, den er ganz nie gelesen haben kann. Ich werde ihm hierüber weiter unten noch einiges sagen, aber ich mache schon hier darauf aufmerksam, daß wir durch solches dilettantische Gestreite niemals zur Aufhellung der von uns gemeinsam gestellten Fragen kommen können. Ob und inwieweit eine Propaganda bestanden hat, darüber kann man Untersuchungen anstellen. Ob und wie sie gewirkt, ob und wie weit die Niederlagen des Herbstes 1918 auf sie zurückzuführen sind, das läßt sich in Festversammlungen beschwatzen, aber niemals objektiv feststellen. Falls daher Ludendorff und seine Freunde nicht den Verdacht nähren wollen, daß sie die ganze Dolchstoß-Legende zu ihrer eigenen Entlastung erfunden haben und eigensinnig weiter propagieren, sollten sie mit uns gemeinsam der guten alten Sitte folgend zunächst einmal versuchen, unsere Niederlage aus solchen objektiv feststellbaren Gründen herzuleiten, aus denen die Weltgeschichte im allgemeinen bisher Niederlagen hergeleitet hat. Sie sollten mit uns untersuchen, ob nicht schon der Stand der Reserven, des Materials, ob nicht schon die strategische und politische Lage uns zwang, den Kampf einzustellen. Natürlich bleibt, auch wenn sich herausstellt, daß das der Fall war — und ich glaube zwingend nachgewiesen zu haben, daß es so ist —, die Untersuchung der moralischen Energien, die wir im Oktober und November 1918 noch einzusetzen hatten, eine wichtige Aufgabe. Diese Untersuchung kann sich aber nicht auf die dilettantische Zusammenstoppelung von ein paar Leitartikeln und Flugblättern erstrecken. Sie muß auf die physiologischen und psychologischen Ursachen der deutschen Volksstimmung während des Krieges zurückgehen. Faßt man aber das Problem so, dann wird eine solche Untersuchung zu einer furchtbaren Anklage gegen die militärische Leitung des deutschen Volkes während des Krieges, gegen seine politische Leitung in der Vorkriegszeit überhaupt. Ich will Kuhl gern den Gefallen tun, auch auf diese Dinge etwas näher als in meiner Broschüre einzugehen. Zuvor aber muß ich ein paar Bemerkungen zu seiner Kritik des Kernes meiner Behauptungen machen.

Daß unsere Ersatzlage seit Sommer 1918 zu ernsten Bedenken Anlaß gab, unterliegt auch für Kuhl keinem Zweifel. Daß die Bataillonsstärken im Laufe des Sommers beträchtlich sanken, daß die deutschen Reserven immer geringer wurden, während die des Gegners stiegen, bestreitet er nicht. Meine Zahlen über das Eintreffen der Amerikaner gibt er ausdrücklich als richtig zu. Nur den 600 000 Mann, die Kriegsminister Scheuch Mitte Oktober der Obersten Heeresleitung noch glaubte zur Verfügung stellen zu können, legt er anscheinend eine größere Bedeutung bei, als ich es in meiner Broschüre tat. Wie stand es mit diesen 600 000 Mann und mit unserem Ersatz überhaupt?

Diese Frage läßt sich heute besser beantworten als vor einem Jahre. Die heftigen Angriffe Ludendorffs und seiner Freunde auf die Heimatbehörden, ihre immer kühner werdenden Versuche, die Schuld für den militärischen Zusammenbruch von sich abzuwälzen und nicht nur den politischen Zentralen, sondern zum Teil auch dem Kriegsministerium und dem Kriegsamt in die Schuhe zu schieben, hat diese Behörden auf den Plan gerufen, und in seinem Buche „Heer und Heimat" liefert uns der ehemalige General W r i s b e r g nicht nur eine energische Verteidigung der Leistungen des Kriegsministeriums, sondern greift auch seinerseits die Oberste Heeresleitung in verschiedenen wichtigen Punkten an. Diese Literatur, zu der auch das von Kuhl mit Vorliebe zitierte Werk von S c h w a r t e „Der große Krieg, Teil 1, Organisation" gehört, ist insofern mit Vorsicht zu genießen, als sie aus durchsichtigen Gründen nun ihrerseits wiederum die Leistungen an Ersatz-, an Geräte- und Munitionsbeschaffung in rosigstem Lichte darzustellen bestrebt ist. Immerhin wird eine ganze Reihe von bisher einseitig aufgestellten Behauptungen der Obersten Heeresleitung geklärt und die angegriffene Heimatfront, für deren Leistungen die Stein, Wrisberg, Gröner, Scheuch u. a. verantwortlich waren, in mannigfacher Hinsicht rehabilitiert.

Ich kann hier nicht darauf eingehen, daß in dem Wrisbergschen Buche zum erstenmal von militärischer Seite mit der Ludendorffschen Legende aufgeräumt wird, als hätten uns im September 1918 zum Siege an der Marne nur jene berühmten drei Armeekorps gefehlt. („Nicht drei Korps haben bei der entscheidenden Stelle im schwerwiegendsten Augenblick gefehlt, sondern die Nerven der Heeresleitung". Wrisberg, Seite 19.) Ich muß mich auf das beschränken, was die Frage des Menschenersatzes zu klären geeignet ist.

Wie schwierig die Ersatzlage bereits im März 1916 für Deutschland sich gestaltete, geht aus einem amtlichen Schreiben des Kriegsministeriums an die Oberste Heeresleitung hervor,

das Wrisberg im Anhang seines Buches abdruckt: „K. M. hat in den letzten 12 Monaten nicht weniger als 2 Millionen Wehrpflichtige aus der deutschen Kriegswirtschaft herausgezogen und dem Heere zugeführt. Dieses Reservoir ist fast vollkommen erschöpft. Von den etwa 500 000 kv. Wehrpflichtigen, über die die Kriegswirtschaft kürzlich noch verfügte, kann schätzungsweise kaum die Hälfte noch herausgezogen werden, ohne die Produktion vollkommen zu lähmen. Namentlich Facharbeiter, vor allem Bergleute und Metallarbeiter, sind auf dem freien Markt überhaupt nicht mehr zu erlangen, sondern nur noch durch Herausnahme aus der Front. Dabei wächst die Nachfrage von Tag zu Tag, trotzdem aus der Zahl der garnison- und arbeitsverwendungsfähigen Mannschaften, der Kriegsgefangenen, der Kriegsbeschädigten, aus dem okkupierten Feindesgebiet und dem neutralen Auslande herangezogen wird, was nur irgend erreichbar ist. Das K. M. hat alle, auch die kleinsten Mittel bereits erschöpft und sieht seine wichtigste Aufgabe bis zur Unlösbarkeit erschwert: die Ansprüche der Front auf Ersatz und die Ansprüche der Kriegswirtschaft auf Arbeiterbeschaffung zusammen zu befriedigen."

Das war im Frühjahr 1916. Zwei Jahre hindurch wurde das deutsche Volk von Monat zu Monat mehr ausgekämmt. Im Frühjahr 1918 war das Kriegsministerium wieder einmal am Ende. „Jetzt kam es überhaupt nicht mehr zur Aufstellung geschlossener Divisionen, sondern nur noch von Artillerie- und technischen Formationen. Im Gegenteil, die Unmöglichkeit, alle bestehenden Verbände mit dem erforderlichen Ersatz zu versehen, bewies, daß das Höchstmaß erreicht, wenn nicht überschritten war. Im Sommer 1918 mußte die Oberste Heeresleitung dazu übergehen, die Zahl der Kompagnien usw. aus Ersatzrücksichten herabzusetzen." (Wrisberg, Seite 29.)

Kuhl kann es sich nicht versagen, wieder einmal auf die 2½ Millionen Zurückgestellter hinzuweisen, von denen die kleinere Hälfte sogar kv. war. Dieser Hinweis nützt garnichts. Ohne eine eingearbeitete kraftvolle Arbeiterschaft, deren Leistungen gerade Wrisberg, der im übrigen ein Anhänger der Dolchstoßlegende ist, immer wieder betonen muß, war kein Krieg zu führen. Was die Front nahm, fehlte der Kriegsindustrie. Was die Kriegsindustrie verschluckte, fehlte der Front. Das war die Zwickmühle, in der Deutschland stak, und aus der heraus Wrisberg den Stoßseufzer schickte: „Man vergegenwärtige sich die Lage im Frühjahr und Sommer 1918, also den Monaten der Entscheidung, für das Kriegsministerium: auf der einen Seite verlangte die Oberste Heeresleitung gebieterisch Ersatzmannschaften, Kriegsgerät und Munition,

Munition!, auf der anderen Seite rief die Unternehmerschaft nach Arbeitern, besonders fachlich ausgebildeten, um den an sie gestellten Materialforderungen entsprechen zu können. Beide erklärten nachdrücklich, für die kommenden Monate der Höchstleistung benötigten sie jeden Mann."

Was konnte das Kriegsministerium Ende Oktober der O. H. L., die zum letzten Verzweiflungskampfe aufrief, noch mit gutem Gewissen bieten? Kuhl sagt: 600 000 Mann. Aber wie stand es mit diesen 600 000 Mann? Ich hatte in meiner Broschüre behauptet, daß bei nochmaliger radikaler Auskämmung der gesamten Heimat bis dicht an die Gefährdung unserer Heimatwirtschaft unter Heranziehung der Jüngsten und Aeltesten, der Schwächsten und aller eben notdürftig Geheilten vielleicht noch 600 000 Mann an Reserven hätten zusammengekratzt werden können. Kuhl bestreitet, daß das „nur unter Heranziehung der Jüngsten und Aeltesten, der Schwächsten und aller eben notdürftig Geheilten" möglich war. Und ein Kritiker in der sozialdemokratischen „Neuen Zeit" schließt sich ihm an. Ich bleibe bei meiner Behauptung und stütze mich dabei auf eben jenes Buch von Wrisberg, dessen Tatsachenkenntnis auch Kuhl nicht anzweifeln wird:

„Im Spätsommer 1918 gab es noch folgende Ersatzquellen:

1. Jahrgang 1900. Sein Vorhandensein war der O. H. L. ebenso bekannt wie die Unmöglichkeit, die jungen Leute zu früh zu verwenden.
2. Genesene.
3. Aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrte Soldaten. Ihr Wert war gering, da sie politisch verseucht waren.
4. Nachgemusterte, deren Zustand sich gebessert hatte, wenig brauchbares Material.
5. Aus dem Besatzungsheer und der Etappe Ausgekämmte.
6. Wehrfähige in der Kriegswirtschaft, wozu auch das Beamtentum rechnete.

Nur aus obigen Kategorien konnten die vom Kriegsminister damals der O. H. L. angebotenen 600 000 Mann aufgebracht werden. Das Hauptreservoir waren noch immer die in der Kriegswirtschaft befindlichen Zurückgestellten. Ihre Zahl war zu dieser Zeit 2 434 000 Kriegsbrauchbare, davon 1 188 000 kv. Wehrpflichtige; unter diesen war die Hälfte beim Bergbau, 335 000 bezw. 259 000 allein bei der Eisenbahn beschäftigt. Die übrigen verteilten sich auf Munitionserzeugung, U-Bootbau, M. G.-Herstellung, Panzerkraftwagenbau, Landwirtschaft, Reichs-, Staats- und Gemeindebehörden u. a.

Diese Ersatzquellen konnten aber nur ausgenutzt werden, wenn die Produktion der Kriegswirtschaft herabgesetzt wurde.

Hierfür war aber die O. H. L. nicht zu haben, trotzdem ihr Vertreter — Oberst Bauer — wiederholt darüber aufgeklärt worden war, daß die Ersatzdecke zu kurz sei, und daß sich die Höchstleistung in der Industrie nicht mit der höchsten militärischen Kraftentfaltung vereinigen lasse. Folgendes Beispiel hierfür ist typisch.

Bei einer Besprechung mit Vertretern der O. H. L. im Kriegsministerium forderte der Major von Bockelberg, der bei ihr den Ersatz bearbeitete, sofort den nötigen Ersatz. Als ihm dieser zugesagt wurde, wenn die Produktion herabgesetzt wurde, protestierte der andere Vertreter derselben Stelle — Oberst Bauer — hiergegen aufs schärfste. Woher sollte nun der Ersatz genommen werden?

Bezeichnend dafür, wie wenig klar die Ersatzlage bei manchen Stellen der O. H. L. beurteilt wurde, ist folgende kleine Episode:

Als ich nach dem Wechsel in der Stellenbesetzung der O. H. L. 1916 im Großen Hauptquartier war, um zu hören, was von dort an neuen Aufstellungen gefordert wurde, stellte der betreffende Referent allen Ernstes an mich das kühne Ansinnen, 100 Brigaden aufzustellen. Dies bedeutete das Aufbringen von etwa einer halben Million kriegsverwendungsfähiger Leute außerhalb des laufenden Ersatzes. Und dabei hatte ich die größte Mühe, den Monatsbedarf des Feldheeres von rund 180 000 Mann zu decken. Ich konnte nur lächeln.

Daß der Ersatz im Jahre 1918 zum Teil ausblieb, ist eine Folge der maßlosen Forderungen, wie sie im Hindenburg-Programm niedergelegt wurden. Von diesem Zeitpunkt an wurde zugleich mit Errichtung des Kriegsamtes nicht das kämpfende Heer sondern die Kriegswirtschaft Trumpf."

Es bleibt also dabei: die 600 000 Mann konnten nur geliefert werden, wenn Kriegsindustrie und Kohlenförderung litten. Sie enthielten Genesene, Nachgemusterte, Ausgekämmte und den 18jährigen Jahrgang 1900 — „Marmeladen-Bengels", wie der rohe Ausdruck der Front diese halben Kinder nannte. Diese 600 000 Mann aber konnten nur dadurch frei gemacht werden, daß die künftige Monatsrate von 190 000 auf 100 000 herabgesetzt wurde. Sie konnten endlich auch nicht auf einmal geliefert werden, wie wir aus dem Protokoll der Sitzung des Kriegskabinetts vom 17. Oktober wissen, sondern ihre Einstellung würde sich über Wochen und Monate erstreckt haben. Für den ersten Augenblick, auf den es Ludendorff nach seinen eigenen Mitteilungen besonders ankam, konnten auf keinen Fall mehr als 75 000 Mann gestellt werden. Mit diesen Ersatzaussichten vergleiche man das immense Anschwellen der feindlichen Front

durch die amerikanischen Reserven, — vergleiche man den Abgang an der deutschen Front durch Tod, Verwundung, Gefangennahme. Das Bild ist klar. Wir waren am Ende.

Kann Kuhl gegen diese Tatsachen nichts Stichhaltiges vorbringen, so versucht er wenigstens durch ihre Erklärung für die Dolchstoßlegende noch zu retten, was zu retten ist. Er behauptet frischweg, daß die großen Abgänge im deutschen Heere nicht so sehr auf militärische Niederlagen, als auf Drückebergereien einerseits, Fahnenflucht und Ueberlaufen andererseits zurückzuführen seien. Fahnenflucht und Ueberlaufen. Hier haben wir das, was ich die Beschimpfung des deutschen Soldaten durch seine ehemaligen Führer genannt habe. Kuhl regt sich in der Einleitung zu seiner Offiziersbund-Broschüre heftig über diesen Vorwurf auf, für den ich keinen einzigen Beweis erbracht hätte. Nun, hier hat er ihn selber erbracht. Woher weiß er denn, daß die hohen Gefangenenziffern auf Ueberläufer und Fahnenflucht zurückgehen? Wenn die O. H. L. am 18. Juli sich von General Mangin überraschen ließ, und die von Artillerie leichtsinnig entblößten Korps Wacker, Winkler und Schöler durch Hunderte von Tanks überrannt wurden, wenn die Heeresgruppe Böhn trotz ungeheurer Gegenanstrengungen hier in kurzer Zeit 35 000 Gefangene und 700 Geschütze hinter sich lassen mußte, wer gibt einem deutschen General das Recht, zu behaupten, daß vor allem Ueberläufer und Fahnenflüchtige diese Verluste verursacht haben? Ich komme auf die sträflichen Versäumnisse der deutschen Militärleitung in der Tankfrage noch zurück. Der Tank — nicht der Dolchstoß — war es, der den 18. Juli und den 8. August zu schwarzen Tagen des deutschen Heeres machte:

„Wieder stampften Hunderte von Tanks hinter der Feuerwalze im Sprengbereich der Granaten über das Angriffsfeld. Ehe der Deutsche die Lage überblicken konnte, stürmten die Panzerwagen auf ihn ein. Die Kettenbänder der Tank-Geschwader zerfetzten die Drahthindernisse und ihre Geschütztürme schoben sich feuernd über die Grabenränder. Ganze Geschwader brachen durch die deutschen Linien und griffen sofort die Artilleriestellungen an. Engländer, Australier und Kanadier rannten hinter ihnen drein und überfluteten die aufgebrochenen Stellungen. An den Ufern der Somme, wo die deutsche Artillerie beim ersten Kanonenschlag auf gut Glück in den Nebel gefeuert hatte, wies der Verteidiger den Angriff ab; an der Römerstraße, wo die Tanks sich Rad an Rad als ungeheure Walze über das Blachfeld vorbewegt hatten, wurde der Verteidiger überrannt, zermalmt, zersprengt. Mit wilden Schlachtrufen stürmten die Kanadier mitten unter den stampfenden, feuernden Tanks, Gräben, Dorfruinen und Batterien; Scharen tief streifender Flieger griffen

die aufgescheuchten deutschen Reserven auf dem Marsch mit Bomben und Maschinengewehren an. Vergebens schossen deutsche Fernbatterien und Tankabwehr-Geschütze aufs Geratewohl in den Nebelqualm. An der Römerstraße drang der Tankangriff so tief ins Gefüge der Abwehr, daß die Tankbataillone rechts schwenken und das Korps Kühne nach Süden aufrollen konnten. Diese Lücke ließ sich nicht mehr schließen .... Als die Deutschen sich von der furchtbaren Ueberraschung erholten, stand der Feind mit allen Waffen tief im Gefüge ihrer Front. Der Durchbruch war geglückt, Verwirrung gestiftet, Unsicherheit gesät, die Befehlsgebung abgerissen und der Verteidiger so geschwächt, daß die Bande der Ordnung sich zu lösen begannen. Der Massenangriff der Tanks hatte sich als unwiderstehlich erwiesen, nachdem es dem Angreifer geglückt war, das deutsche Sperrfeuer auszuschalten und die Artillerie mit der neuen vervollkommneten Waffe im ersten Anlauf zu überrennen .... Divisionsstäbe waren von dem Tankgeschwader in ihren Quartieren überrascht, Kolonnen im Anmarsch zersprengt, auffahrende Artillerie zum Ausweichen gezwungen, ehe sie zum Feuern kam. Zum ersten Male gelangte englische Kavallerie zum Einhauen."

So beschreibt Hermann Stegemann die Niederlage des 8. August. Diese Niederlage kostete uns in 2 Tagen 24 000 Gefangene und 300 große Rohre. Dieses war die Schlacht, die Ludendorff erbleichen ließ. Die technische Ueberlegenheit der Gegner war unwiderruflich klargestellt. Selbst Wilhelm II. konnte sich dem Eindruck nicht verschließen, daß den Truppen zu viel zugemutet wurde. Aber Ludendorff widersprach und beklagte sich, daß der „kriegerische Geist" bei einem Teil der Divisionen zu wünschen übrig lasse. Ich nenne es in der Tat eine leichtfertige Beschimpfung all der Tausende, die in jenen Tagen des Unglücks überrumpelt, abgeschnitten, in Gefangenschaft gerieten, wenn heute ein General behauptet, jene hohen Verlustziffern aus der Periode unseres militärischen Niedergangs seien hauptsächlich auf Fahnenflucht und Ueberlaufereien zurückzuführen. Jener Oberstleutnant Niemann, dessen Erinnerungen an den Herbst 1918 soeben erschienen sind, ist gewiß ein treuer Nachbeter der Dolchstoßlegende. Im Grunde aber sagt er in diesem Punkte dasselbe wie wir, wenn er gegenüber dem Ludendorffschen Vorwurf gegen das Heer etwas umständlich und geschraubt bemerkt: „Ich hatte hier das Gefühl, daß Ludendorff dem so wichtigen Moment der materiellen Versorgung und der personellen Beanspruchung, das auf Seiten unserer Gegner so günstige Vorbedingungen fand und uns vor unlösbare Schwierigkeiten stellte, nicht genügend Rechnung trug."

Auf die Kuhlsche Dolchstoßlegende werde ich weiter unten

noch zu sprechen kommen. Hier nur noch ein kurzes Wort über die von ihm sogenannten Drückeberger. Kuhl meint, ich wüßte nichts von ihnen. Oh, ich kenne sie sehr gut. Ich habe wahrscheinlich mehr Bahnhöfe gesehen während des Krieges als Herr von Kuhl — Bahnhöfe bei Tag und bei Nacht, im Westen und Osten, in Serbien und Rumänien, vollgepfropft von Tausenden von irrenden und fragenden Urlaubern, schlafend auf Treppen, auf Bahnsteigen, zwischen den Schienen, nicht wissend, wohin. Ich bestreite nicht, daß es wirkliche Drückeberger gab. Aber ich behaupte, daß Tausende wochenlang schuldlos hinter der Front herumirrten, ehe sie ihren Truppenteil finden konnten. Ich behaupte, daß im Westen während der drei Monate Rückzugskämpfe Zehntausende wegen Verkehrsschwierigkeiten einfach nicht rechtzeitig zu ihren Truppenteilen gelangen konnten, und daß der Wirrwarr hinter der Front zu dieser Zeit zum großen Teil seinen Grund in unserem Rückzuge und den durch ihn hervorgerufenen Verkehrsschwierigkeiten hatte. In dem Rosnerschen Buche über den Kronprinzen kann Kuhl nachlesen, wie schwer es selbst dem Oberbefehlshaber einer Armee damals wurde, seinen Divisionsstab zu finden. In dem Protokoll über die Sitzung des Kriegskabinetts vom 17. Oktober kann Kuhl nachlesen, was Ludendorff und Scheuch über die Transportkrise in Verbindung mit der Räumung im Westen sagten. Ich behaupte ferner, und ich weiß mich hier mit einer Reihe von Fachleuten einig, daß die Fürsorge der deutschen O. H. L. für die hinter der Front reisenden und übernachtenden Soldaten kläglich, daß der Orientierungsdienst für diese Tausende von wirklich suchenden Urlaubern miserabel organisiert war. Was aber die wirkliche Drückebergerei anbetrifft, so frage ich, was hat die O. H. L. gegen sie getan? Die O. H. L. hat die Heimatbehörden mit Vorwürfen überhäuft, daß sie daheim keine gute Stimmung geschaffen, daß sie den Arbeitszwang nicht organisiert, daß sie Drückeberger geduldet habe. Nun, hier hinter der Front gab es keine parlamentarischen Hemmungen, keine ängstlichen Zivilstellen, hier herrschte die O. H. L. unumschränkt. Hier konnte sie Proben ihres Organisationstalentes und ihrer Energie ablegen. Kuhl war selber Stabschef einer großen Heeresgruppe. Ich frage General Kuhl: Was hat er selber getan, um in seiner Heeresgruppe diese nicht erst seit 1918 eingerissene Schlamperei zu beseitigen? Er hat so gut wie nichts getan. Ich beschimpfe ihn nicht deswegen. Ich weiß, daß das nicht einfach war. Aber ich erwarte auch, daß die ehemalige deutsche Generalität endlich den Mut findet, den einige ihrer früheren Angehörigen bereits heute gefunden haben, den Mut, zuzugestehen, daß wir vom 18. Juli ab militärisch geschlagen waren, daß unsere Niederlage ihre entscheidenden Ursachen in

numerischer Unterlegenheit und technischer Inferiorität hatte, und daß die 360 000 Mann Gefangenen, die wir vom 18. Juli bis 10. November verloren, nicht der Ausdruck moralischer Feigheit und antimilitärischer Böswilligkeit, sondern der tragische Ausdruck dieser physischen und technischen Unterlegenheit sind.

In dem ersten Interview, das der nach Dänemark geflohene Ludendorff nach seiner Rückkehr auf deutschem Boden veröffentlichen ließ, findet sich die Behauptung, daß die entscheidende militärische Niederlage des Jahres 1918 nicht diejenige des 18. Juli, sondern diejenige des 8. August gewesen sei. Aus durchsichtigen Gründen. Am 18. Juli ist die deutsche O. H. L. von der französischen O. H. L. überraschend geschlagen worden. Dieser 18. Juli war ganz offensichtlich nicht nur ein Sieg der Tanks sondern auch eine Niederlage der deutschen Führung. Vom 18. Juli ab begann der Glaube an den deutschen Sieg im Heere und in der Heimat zu wanken. Ludendorff paßte dieses Datum nicht. Als wir am 8. August die zweite große Niederlage erlitten, gab er das Stichwort aus, der „kriegerische Geist" habe gelitten. Er selber hat mit diesen Worten die Dolchstoßlegende geschaffen.

Ich bin dieser militärischen Geschichts-Klitterung im Frühjahr des Jahres 1919 in einem Aufsatze des Vorwärts „Ein falsches Datum" sofort entgegengetreten. Ich bin damals von militärischer Seite häufig angegriffen worden. Heute ist die Frage entschieden. Auch die Freunde des Generals Ludendorff haben eingesehen, daß der 18. Juli die große Wendung im Ablauf der westlichen Ereignisse bedeutete. Stegemann nennt die Schlacht vom 8. August charakteristischerweise den „Ueberfall an der Römerstraße". Aber das Kapitel über die Juli-Schlacht zwischen Marne und Vesle nennt er „Die Umkehr der strategischen Lage".

Stegemann sieht zwar noch so stark mit dem Auge des deutschen Generalstabes, daß er eine propagandistische Entmannung der deutschen Front auch dort feststellen zu können glaubt, wo meiner Meinung nach rein materielle Berechnungen zur Erklärung ausreichen. Aber anders als unsere verrannten deutschen Dolchstoß-Trompeter hat er den Blick dafür bewahrt, daß es die mechanischen Angriffsmittel des Feindes waren, denen wir zu erliegen begannen — der von uns unterschätzte Tank, der Mangel an Leder, die sinkende Leistungsfähigkeit unserer Lokomotiven und Kraftwagen. Damit komme ich auf Kuhls Widerlegung meiner Behauptung, daß neben dem mangelnden Ersatz an Menschen unsere technische Unterlegenheit uns die Möglichkeit eines Weiterkämpfens mit irgendwelcher Aussicht auf Erfolg raubte.

Ich habe in meiner Broschüre unseren Mangel an Tanks

festgestellt und aus der quantitativen und qualitativen Ueberlegenheit der Gegner in diesem nunmehr entscheidend gewordenen Kampfmittel den Schluß gezogen, daß wir im Herbst 1918 mit Recht den Kampf aufgaben. Ich glaube noch heute, daß zur Beantwortung meiner Titelfrage die Feststellung dieser Tatsache genügt. Nachdem aber Kuhl in der Frage der numerischen Schwächung des deutschen Heeres mir vorwirft, ich stellte lediglich die Tatsachen fest, ohne mich um die Ursachen zu kümmern, bin ich gezwungen, auch in der Frage unserer technischen Unterlegenheit die Frage zu erörtern, wer sie verschuldet hat — auf die Gefahr hin, daß meine Fragestellung in diesem Punkte Kuhl nicht sehr bequem wird.

„Unser System hat selbst da versagt, wo es seine stärkste Stütze in unserer Erziehung haben müßte, nämlich kriegstechnisch. Daß wir uns technisch von den Amateuren des Kriegshandwerks in England und Amerika schlagen lassen mußten, das ist eine beispiellose Enttäuschung, eine beispiellose Enttäuschung für diejenigen, die geglaubt haben, daß, wenn wir manches an Unfreiheit mit in Kauf nehmen, wir uns doch darauf stützen konnten, daß wir auf diesem Gebiete die großen Lehrmeister der Welt waren, denen ein anderer nicht das Wasser reichen konnte. Das haben wir erlebt, wie wir zusammen berufen wurden, um das Hilfsdienstgesetz vorzuberaten; und als wir staunend fragten, wie es denn möglich wäre, daß bei uns in einer Zeit die Munitionsherstellung zurückging, in der England sie versiebzehnfachte, da sagte der militärische Vertreter in jener Besprechung: „Ja, wir haben eben in Deutschland keinen Lloyd George, der derartig organisiert hätte, wie es Lloyd George in England getan hat." Wenn man weiß, daß der deutschen Verwaltung Tanks seit dem Herbst 1914 von der deutschen Industrie angeboten worden sind, wenn man sich vor Augen führt, daß die gewaltigen Leistungen der deutschen Industrie in Bezug auf den U-Bootbau nicht ausgenutzt worden sind, — nachdem man die Waffe genommen hatte, mußte man die letzte Werkstätte bauen, um das letzte U-Boot in den Dienst zu stellen —, wenn wir jetzt hören, wo es vielleicht zu spät ist, was wir hätten leisten können, dann beschleichen einen doch ganz bittere Empfindungen über das, was hier versäumt ist.

Man muß doch das eine fragen, ob man dann noch als Verteidiger eines Systems auftreten kann, wenn es da, wo es seine stärkste Stütze hätte haben müssen, in der militärisch-technischen Leistungsfähigkeit, gegenüber Völkern versagte, die Amateure auf diesem Gebiete zu Kriegsmeistern machten, und dann etwas Derartiges leisten konnten, als was sich — seien wir doch offen — die Leistungen der Militarisierung Englands und Amerikas uns

gegenüber darstellen, jener Länder, die schon ganz gewaltige schöpferische Kräfte in sich gehabt haben müssen, um das überhaupt leisten zu können, was alle Voraussetzungen überstieg, die uns von den an der Spitze großer Reichsämter stehenden Persönlichkeiten gemacht worden sind.“

Mit diesen Worten sprach am 22. Oktober 1918 Herr Stresemann über das, was die ganze Nation damals instinktiv als richtig fühlte. Heute ist es der Ludendorff-Legende gelungen, Millionen von deutschen Gewissen schon wieder völlig einzuschläfern und dem Versagen kämpfender Truppenteile das in die Schuhe zu schieben, was zum guten Teil auch Versäumnis unserer militärischen Leitung war.

Stresemann hatte in jener Rede bereits auf die Tatsache hingewiesen, daß der deutschen Armeeverwaltung seit dem Herbst 1914 Tanks angeboten wurden. Auch Noske kam im Laufe der Debatte noch einmal auf die Angelegenheit zurück. Nachdem sich heute immer klarer herausgestellt hat, daß vom 18. Juli ab die Alliierten ihre entscheidenden Angriffserfolge zum größten Teil dem Tank zu verdanken haben, daß „General Tank“ eigentlich den Stoß von vorn in unsere Front geführt hat, den der hinterlistige Dolch der Legende von hinten geführt haben soll, halte ich es für wichtig, auf die unentschuldbaren Versäumnisse der O. H. L. und des Kriegsministeriums in der Tankfrage hier einmal näher einzugehen.

Der deutsche Maschinenkonstrukteur Friedrich Wilhelm Goebel hatte schon im Jahre 1912 ein neuartiges räderloses Fahrzeug konstruiert, das sich gleichsam seinen Schienenweg selbst legte, also geeignet war, ohne Straße oder Gleis sich über Boden jeder Art fortzubewegen. Im Herbst 1913 führte Goebel ein verbessertes Modellfahrzeug auf der Posener Ausstellung der Oeffentlichkeit vor, im Frühjahr 1914 das gleiche Fahrzeug im Berliner Grunewald-Stadion. Er erstieg mit dem Wagen eine im Winkel von 45° geneigte schmale Holzbahn, fuhr auf der anderen Seite eine zweite, zum ersten im rechten Winkel geneigte Bahn wieder herab und überschritt dabei eine schmale Plattform auf der Spitze der Pyramide, ohne mit dem Fahrzeug abzurutschen, eine Leistung, die in der Welt größtes Aufsehen erregte und damals bei einem erdenschweren Fahrzeug beispiellos war.

Von der Konstruktion dieses Fahrzeuges ausgehend, schuf Goebel im Sommer 1914, noch vor Kriegsausbruch, den Plan eines großen Panzerfahrzeuges, das er „Landpanzerkreuzer“ nannte. Durch den Kriegsausbruch veranlaßt, versuchte er in den ersten Augusttagen 1914 seine Idee dem Preußischen Kriegsministerium nahezubringen, wurde aber, obwohl man seinen Versuch von früher her kannte, nicht angehört. Anfang September

1914 wurde dem Kriegsministerium eine erste Denkschrift übergeben, in der der Goebelsche Gedanke des Kampffahrzeuges zu Lande in allen Einzelheiten zu Ende gedacht, die Wirkungsweise solcher Fahrzeuge genau so beschrieben und die zu erwartende Wirkung genau so vorausgesagt wurde, wie sie sich, zwei Jahre später, in der Sommeschlacht beginnend bis zum Ende des Weltkrieges bei den Tanks der gegnerischen Armeen gezeigt hat.

Mit dieser Eingabe begann ein genau vierjähriger Kampf Goebels gegen alle Instanzen des Kriegsministeriums, des Generalstabes hinauf bis zu Ludendorff, Hindenburg, dem Kronprinzen und dem Kaiser. Das „Ergebnis" dieses Kampfes war die zur Genüge bekanntgewordene Tatsache, daß Deutschland niemals einen brauchbaren Tank besessen hat, daß die vom deutschen Kriegsministerium konstruierten Kampfwagen sich als unbrauchbar erwiesen, daß die auf deutscher Seite verwendeten brauchbaren Tanks wiederhergerichtete Beutestücke waren, daß der Tank der Gegner die gefährlichste und, wie sich immer mehr erweist, tatsächlich den Krieg entscheidende Waffe der Gegenseite war, ja daß Deutschland, das schon im Frühjahr 1915 Kampffahrzeuge hätte haben können, tatsächlich durch diejenige Waffe besiegt worden ist, die es zuerst zwei Jahre hindurch überlegen lächelnd abgelehnt hatte, und zu deren Konstruktion es den Urheber des Gedankens auch dann nicht hinzuzog, als die gegnerische Ausführung dieses Planes dessen Richtigkeit vollauf bewiesen hatte.

Es kann völlig davon abgesehen werden, zu untersuchen, ob die Goebelsche Erfindung selbst den brauchbaren oder, wie der Erfinder noch heute behauptet, sogar den besten Kampfwagen geliefert hätte. Tatsache ist, daß die zuständigen Stellen weder den Mann noch den Plan in der Zeit vom August 1914 bis zum September 1916 jemals ernst genommen haben, daß man in grenzenloser Ueberheblichkeit und Unbelehrbarkeit von Anfang an gemeint hat, einer solchen Waffe nicht zu bedürfen, daß das Riesenprogramm, das nach Hindenburg genannt ist, für den Tankbau nicht die kleinste Stelle übrig hatte, und daß man, als der **Feind** die Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser Waffe schlagend bewies, anstatt die zwei Jahre lang begangene Unterlassung gutzumachen, nunmehr, ohne jede eigne Idee, versuchte, nicht den Plan des Erfinders Goebel auszuführen und wirklich leistungsfähige originale Kampfwagen zu bauen, sondern die englischen Tanks nachzubauen. Selbst wenn die Goebelsche Konstruktion unbrauchbar gewesen wäre, so hätte doch die hoch entwickelte deutsche Technik, die den ausländischen Vorsprung in der Flugtechnik so schnell eingeholt hat, bei freiem Wettbewerb mit zweifelloser Sicherheit binnen kurzem eine auf den Goebelschen Ideen fußende brauchbare Konstruktion zustande gebracht. Statt dessen

wurde der außerhalb jedes Wettbewerbes erzeugte deutsche Tank eine völlig unoriginale phantasielose Hauskonstruktion der unschöpferischen Offiziere des Kriegsministeriums, und das erzielte Ergebnis entsprach diesem Mangel an Einsatz der geeigneten Kräfte und Mittel.

Zur Kennzeichnung des Geistes, aus dem heraus die Lösung der Tankfrage betrieben wurde, genügen ein paar Hinweise. Angesichts eines 12 m langen, 300 Ztr. schweren Goebelschen Modellfahrzeuges erklärte im Frühjahr 1916, also 1½ Jahre nach Beginn des Stellungskrieges und ein halbes Jahr vor dem ersten, die ganze Welt überraschenden Auftreten der englischen Tanks in der Sommeschlacht, der offizielle Vertreter des Kriegsministeriums, „was man denn mit diesem Dinge wolle; gegen die Drahtverhaue habe man ja die Drahtscheren!“ Und Ende April 1918, nachdem die Frühjahrsoffensive z. T. gerade wegen des Fehlens genügend zahlreicher Kampfwagen auf deutscher Seite stecken geblieben war, schrieb der damalige Kriegsminister in einem Brief, er bedauere in der Angelegenheit Goebel nichts tun zu können: „Wir haben einen guten Tank, der dem Feinde überlegen ist, das muß mir genügen.“

Die Kenntnis aller dieser Zusammenhänge läßt den Schluß zu, daß Deutschland schon in der ersten Hälfte des Jahres 1915 ein Kampffahrzeug hätte haben können, das zum mindesten dem englischen Tank vom Herbst 1916 gleichwertig gewesen wäre. Deutschland hat in der Idee des Tanks vor den Gegnern einen Vorsprung von 1½ Jahren gehabt. Es hätte den gleichen Vorsprung in konstruktiver Hinsicht haben können, und die militärische Wirkung der Tanks hätte, statt erst im Herbst 1916 zu Gunsten der Gegner schon im Frühjahr 1914/1915 zu Gunsten Deutschlands beginnen können, also zu einem Zeitpunkte, zu dem sogar ein noch weniger leistungsfähiges Kampffahrzeug bedeutend stärkere Wirkung gehabt hätte, weil das Raffinement des Stellungsbaues erst mit einem späteren Zeitpunkte einsetzte.

Ich bin auf eine technische Einzelfrage wie diejenige der Tanks deshalb näher eingegangen, weil Kuhl so tut, als ob unsere technische Ausrüstung bis zum Oktober 1918 untadelig gewesen wäre. Er beruft sich auch hierbei wieder auf Schwartes Buch. Ich habe schon oben betont, daß die Mitarbeiter von Schwarte das natürliche Bestreben haben, bei den einzelnen Waffengattungen alles im rosigsten Lichte zu malen. Aber wie unsicher wird charakteristischer Weise das Schwartesche Buch z. B., sobald von den Tanks die Rede ist. Zwar „erkannte man nach der Ueberraschung von Cambrai sofort, daß auch deutscherseits ein solches Kampfmittel erprobt werden müsse“ (2 Jahre hatte man dazu Zeit gehabt). Man „bestellte auch Konstruktionszeich-

nungen." Aber ihre praktische Ausführung zog sich „von Monat zu Monat" hin. Das erste Versuchsfahrzeug wies „zahlreiche Mängel" auf, deren Beseitigung „recht viel Zeit" kostete. Probefahrten usw. zogen sich über das ganze Jahr 1917 hin. „Die Anspannung der Industrie durch das Hindenburg-Programm hat auch zu der abwartenden Haltung der deutschen Heeresleitung mit beigetragen (!). Schließlich (!) wurde vielleicht (!) auch (!) die Bedeutung dieser neuen Waffe für den Stellungskrieg noch (!) nicht voll (!) gewürdigt. Der Feindbund erhielt infolgedessen einen erheblichen Vorsprung in der Entwicklung des Kampfwagens, der deutscherseits nicht mehr einzuholen war. Er mußte sich allerdings schon wegen des in Deutschland herrschenden Mangels an Rohstoffen und Arbeitskräften, von Jahr zu Jahr, ja von Tag zu Tag vergrößern." (Schwarte Seite 368.)

Für die Entscheidung der Frage, ob wir im Herbst 1918 noch weiterkämpfen konnten, ist die Feststellung dieser deutschen Versäumnisse nicht erheblich. Wir hatten so gut wie keine Tanks. Der Feind hatte Tausende. Damit war für uns im November 1918 die Frage entschieden. Aber wenn man, wie Kuhl, fragt, woher die riesenhaften deutschen Abgänge kamen, soll man auch fragen, warum wir im Tankbau völlig versagten. Die Abgänge sind erklärlich ohne die Hypothese des Dolchstoßes. Für den Mangel an Tanks hat die Oberste Heeresleitung noch keine plausiblen Gründe beigebracht. Sie hat sich eigensinnig darauf beschränkt, die Abwehr der Tanks mit kleinen Mitteln zu verbessern. Noske sagte 1918 im Reichstage, als er von jenem überheblichen Brief des ehemaligen Kriegsministers Stein erfuhr, mit Recht: „Wievielen deutschen Soldaten mag diese gamaschenknöpfige Ueberhebung das Leben gekostet haben!"

Kuhl geht auf diese Dinge wohlweislich nicht ein. Dafür macht er Stimmung gegen meine Broschüre, weil ich von der „technischen Inferiorität" des deutschen Heeres gesprochen habe. Er scheint hinter diesem lateinischen Wort ein moralisches Manko zu wittern. Das Heer war in der Tat technisch inferior. Das hat mit den Leistungen der Industrie und der deutschen Soldaten gar nichts zu tun. Kuhl findet es ebenfalls nicht erhebend, wenn ich von dem „kläglichen Sperrfeuer der deutschen Artillerie" sprach. Er wittert scheinbar auch hier einen Angriff auf die deutschen Soldaten. Er möge sich beruhigen. Solche Angriffe überlasse ich anderen Herren. Aber er möge doch einmal die deutschen Artilleristen fragen, wieviel Rohrkrepierer und Ladehemmungen sie im Sommer 1918 hatten und ob das Artilleriematerial, das sie als Ersatz bekamen, im Jahre 1918 von Monat zu Monat schlechter oder besser wurde. Er möge die Infanterie fragen, wie die Sperrfeuer der Monate August und September gewirkt haben.

Er möge sich endlich von unserem gemeinsamen Kritiker in der sozialdemokratischen „Neuen Zeit“ über einige weitere technische Mängel, besonders in der Qualität des Kampfgeräts, belehren lassen:

„Jeder Artillerist weiß, wie schnell die 1917 und 1918 hergestellten Geschütze klapperig und ausgeleiert waren, jeder Artillerieoffizier, wie schnell die Treffsicherheit der neuen Rohre abnahm, wieviele Geschosse schlecht zersprangen, fehlerhaft flogen, nicht zuletzt wegen der Ersatzführungsringe, die wegen Kupfermangel gefertigt werden mußten. Als Beispiel seien nur die berüchtigten C-Geschosse genannt, den französischen nachgebildete Brisanzgranaten, bei deren Verschießen es von Ladungshemmungen und Rohrkrepierern wimmelte und die durch ihre große Streuung allzu oft die eigene Infanterie gefährdeten. Ein schwacher Punkt, der gerade die Leistungsfähigkeit der modernen Artillerie stark herabminderte, waren ferner die Vorholfedern der Rohrrücklaufgeschütze. Sie bestanden oft aus derartig schlechtem Stahl, daß sie gerade im dringendsten Schnellfeuer brachen und das Geschütz damit schießunbrauchbar machten.

Unter ähnlichen Materialfehlern litten auch die Maschinengewehre, und die Schäfte der Infanteriegewehre bestanden zum Teil aus minderwertigem Holz, so daß die Schießsicherheit und Lebensdauer der Gewehre rapide abnahm. Noch ein Hauptpunkt: General v. Kuhl erwähnt zwar an anderer Stelle den Mangel an Betriebsstoff; er vergißt aber ganz das fast völlige Fehlen des für Geschütze und Maschinengewehre nötigen Glyzerins sowie der Schmieröle und Fette. Besonders das letzte, so nebensächlich es aussieht, trug zu dem Versagen der Waffen schwer genug bei. Mit dem wenigen Oel- und Fettersatz liefen sich Verschlüsse und Schlösser oft gerade im härtesten Kampfe im Schnellfeuer so schnell heiß, daß ganze Batterien und Maschinengewehrzüge das Feuer einstellen mußten. Die Tanks kamen dann den fast Wehrlosen über den Hals.

Um das vorweg zu nehmen: Jedem, der 1918 an der Front stand, wird es völlig rätselhaft sein, wie ein General von einer „musterhaft organisierten Tankabwehr“ sprechen kann. Auf dem Papier mag sie wohl bestanden haben, aber was nutzten die besten Schießanweisungen, wenn Geschütze und Tankgewehre nach einigen Schüssen heißgelaufen, das heißt unbrauchbar waren? .....

Man braucht wirklich nicht angespannt danach zu forschen, ob irgendwie und irgendwo antimilitaristische Flugblätter an die Front gelangten, die Ursache der Erschütterung des Kampfwillens lag in der Front selbst: der Soldat hatte das Vertrauen in seine Waffe verloren. Oben ist, soweit es in Kürze möglich war, aus-

einandergesetzt worden, wie unsicher und schlecht das Geschütz des Artilleristen, das Maschinengewehr des Schützen, das Flugzeug des Fliegers arbeitete — ist es da nicht eine psychologisch erklärliche Folgerung, daß der Mann am Geschütz, am Maschinengewehr und im Flugzeug unsicher wurde? Herr v. Kuhl glaubt der Artillerie ein Loblied singen zu müssen. Er hat recht; aber Köster hat mit seinem Wort vom „kärglichen Sperrfeuer" sicher nicht ein Versagen der Artilleristen gemeint, sondern der Geschütze. Die Batterien gaben oft trotz des schärfsten feindlichen Gegenfeuers heraus, was die Rohre hielten; wenn aber ein Rohr nach dem anderen zersprang oder, während die roten Leuchtkugeln der Infanterie um Hilfe schrien, Ladungshemmungen und ersatzfettverschmierte Gleitbahnen das Schießen im dringendsten Augenblick unterbrachen, oder wenn, während Welle auf Welle neuer Amerikaner ansprang, ein Maschinengewehr nach dem anderen das Feuer einstellen mußte, weil das mit Ersatzöl geschmierte Schloß hemmte, mußte da nicht der beste Soldat fluchen: „Macht euch euren Dreck allein!?"

Das mag banal und grob klingen, aber hier liegt die Wurzel des Uebels: der Frontsoldat hatte das Vertrauen in seine Waffe verloren. Seine Waffe versagte — zum soundso vielten Male, und hinter sich sah er das Sperrfeuer einer munitionsverschwenderischen gegnerischen Artillerie — wer kann es nicht verstehen, daß er da manchmal die Hände hochhob." (Neue Zeit, 40. Jahrgang, 2. Band, Seite 203, 204, 5.)

Kuhl belehrt uns aus dem Schwarte'schen Lobgesang auf die heimatliche Versorgung des Heeres mit Waffen und Munition, daß bis zum Oktober 1918 so viel Geschütze geliefert seien, daß das Kriegsministerium die 2500 an die Entente abzuliefernden Feldgeschütze in wenigen Tagen aus Reservebeständen hätte abgeben können. Er mutzt mir insbesondere auf, daß im Sommer 1918 die Geschützzahl der Feldbatterien statt von 4 auf 3 vermindert, von 4 auf 6 erhöht worden sei. Damit ist für ihn die Frage, ob etwa in der mit jedem Monat furchtbarer werdenden quantitativen und qualitativen Ueberlegenheit der feindlichen Artillerie ein Zwang für uns lag, den Kampf einzustellen, offenbar erledigt. Mit Verlaub — garnichts ist erledigt. Von der Qualität der neuen Geschütze haben wir oben geredet. Aber auch bezüglich der Quantität: Was bedeutete denn all dieser Normalersatz an Artillerie bei den ungeheuren Verlusten des Sommers 1918 und bei den unaufhaltbar steigenden Quantitäten der Feinde? Ich erinnere an die Ziffern des französischen Generalstabes, die Kuhl nicht kritisiert. Danach ist die deutsche Anzahl von 12 500 leichten und 7800 schweren Geschützen vom 15. Juli bis 10. November auf

ca. 9000 leichte und 4500 schwere Geschütze, also auf ⅔, die Zahl der deutschen Maschinengewehre auf ¾ zusammengesunken. Das waren Abgänge, wie wir sie noch nie erlebt hatten. Wie haben wir sie ausgeglichen? Wir hören von Kuhl, daß die Anfertigung von Geschützen sank von 2327 im März auf 1893 im Juli, 1261 im August und 1131 im September. Kuhl und seine Gewährsmänner beruhigen uns damit, daß diese Minderung durchaus „programmäßig und vorgesehen“ war. Das erstaunt mich. Während die Entente ihre Geschützfabrikation steigerte, konnten wir unsere senken? Während ganz unvorhergesehen wir ca. 7000 Geschütze verloren, blieb die Produktion von Geschützen ganz programmäßig in ihrem vorgesehenen Rahmen? Ich bin auch nicht klüger geworden durch Kuhls Gewährsmann, den General Wurtzbacher selber. Auch er geht auf die Riesenverluste und die Frage, wie sie ausgeglichen wurden, nicht weiter ein. Ebensowenig auf die Tatsache, daß die alten Zahlen des Hindenburg-Programms doch unmöglich ausreichen konnten für ein Jahr, in dem die Steigerung der feindlichen Kampfmittel alles bis dahin Erlebte überstieg. Wurtzbacher drückt sich überhaupt über die Verhältnisse im Sommer 1918 etwas reichlich dunkel aus: „Die schwere Artillerie stand im Jahre 1918 mit 1660 schweren Batterien im Kampf.“ Was heißt „im Jahre 1918?“ Ist das vor der Märzoffensive oder nach der Juli-Niederlage? „Die deutsche Artillerie hatte an der Front eine Gefechtsstärke von 18—19 000 Geschützen.“ Ist das nur die Westfront oder die gesamte europäische Front? Für welchen Zeitpunkt stimmt es, wenn wir wissen, daß in den letzten 5 Monaten ungefähr 7000 Geschütze ausgefallen sind? Mit solchen Redensarten und der selbstgefälligen immer wiederholten Behauptung, daß Mangel an Artilleriegerät uns nicht zum Waffenstillstand gezwungen hat, kommen wir über die Frage, inwieweit artilleristische Unterlegenheit uns mit zur Aufgabe des Kampfes gezwungen hat, nicht hinweg.

In die Schwierigkeiten des Ersatzes an Menschen und Geräten spielen die Tatsachen der sinkenden Leistungen der Lokomotiven, der Erschütterung des normalen Eisenbahnverkehrs durch die strategische Rückwärtsbewegung tief hinein. Wir haben oben gesehen, wie die Unordnung der hinter der Front hin- und herflutenden Urlauber zum Teil hierin ihre Erklärung findet. Wie der Mensch körperlich und geistig durch die Blockade heruntergekommen war, so auch das rollende Material, die Lokomotiven, die Gleise, die Werkzeuge. Die Geschwindigkeit der Truppenzüge wurden im 1. Kriegsjahre von 22½ bis 30 km in der Stunde auf 40 km gesteigert. Später ging man infolge der starken Abnutzung der überanstrengten Lokomotiven wieder auf 30 km

zurück. Wer die Westfront des Jahres 1918 kennt, weiß, daß die Geschwindigkeit der Züge tiefer und tiefer sank. Er erinnert sich auch der stöhnenden, klappernden, asthmatisch keuchenden Lokomotiven und des elenden Zustandes, in den der einst so stolze Wagenpark der Eisenbahn versunken war. Wie weit auch hier ein Versagen der Obersten Heeresleitung vorliegt, will ich nicht untersuchen. Kuhls Kritiker in der „Vossischen Zeitung“ teilt mit, daß schon vor Beginn der Märzoffensive des Jahres 1918 sich fast alle technischen Verkehrssachverständigen in Mitteleuropa darüber klar waren, daß im Herbst ein völliges Versagen des Verkehrsapparates eintreten müsse, auf dem der Vierfrontenkrieg der Mittelmächte aufgebaut war: „Die einseitige Einstellung des Hindenburgprogramms auf die Erzeugung von Kriegsgerät und die daraus folgende Belieferung der Verkehrsanstalten mit äußerst mangelhaften Reparaturmaterialien und ungenügenden Arbeitskräften machte sich im Jahre 1918 in einem erschreckenden Maße bemerkbar. Das Versagen des Verkehrsapparates trotz der größten Anstrengungen der Betriebsverwaltungen führte an der südöstlichen und an der italienischen Front jenen Material- und Ersatzmangel herbei, der es verhältnismäßig schwachen Kräften der Entente ermöglichte, entscheidende Erfolge davonzutragen. Im westlichen Deutschland war die Lage aber nicht viel günstiger. Der Verkehr im Industriegebiet wurde immer unregelmäßiger infolge des schlechten Lokomotivmaterials und der langen Umlaufzeiten der Güterwagen. Wäre die deutsche Front, wie es General von Kuhl anscheinend für möglich hält, im Laufe weiterer Kämpfe im Winter 1918/19 bis an den Rhein zurückgeführt worden, so wäre nicht nur die deutsche Industrie von feindlichen Fliegern zu einem guten Teil zerstört worden, sondern es hätte sich ein Verkehrschaos ergeben, von dem nur der eine Vorstellung hat, der weiß, wie schlimm es schon um dieses Mittel der Kriegsführung im Jahre 1918 bestellt war.“

Daß die Transportkrise gefährlich war, stimmt. In der Sitzung des Kriegskabinetts vom 17. Oktober 1918 berichtete Kriegsminister Scheuch von Schwierigkeiten auch der heimatlichen Transportverhältnisse. 6000 Mann Ersatz warteten z. B. damals fertig zum Abtransport bei irgend einem Generalkommando. Sie konnten nicht fortgeschickt werden, weil das rollende Material fehlte. In der Tat standen ja all die schönen Geschütze, von denen Kuhl und Wurtzbacher reden, zunächst lediglich auf dem Papier. Seit Juli 1918 befand sich das Heer auf einer Rückwärtsbewegung. Auch diejenigen, die im November weiterkämpfen wollten, rechneten mit der Fortsetzung dieser Rückwärtsbewegung. Wie stellte man sich den Nachschub in den Rücken dieser Bewegung vor?

Hören wir, wie der Bearbeiter des Kapitels über Militär-Eisenbahnwesen in dem schon öfter herangezogenen Schwarte'schen Werke die Zustände auf dem Verkehrsgebiete im Westen während des Sommers 1918 schilderte:

„Im schroffsten Gegensatz zu der in jeder Beziehung vorher durchgearbeiteten Räumungsbewegung des Jahres 1917 standen die im Sommer 1918 infolge der Großangriffe der Entente notwendig werdenden Transportbewegungen zur Zurückführung wertvollen Gutes aus und hinter den unmittelbar bedrohten Frontabschnitten. Zu den durch eigene Offensiven und durch die Abwehr feindlicher Angriffe bis aufs äußerste gesteigerten Transportleistungen traten hier plötzlich und unvorbereitet neue Aufgaben an die Eisenbahnen heran, die durch zahlreiche Begleiterscheinungen ganz außergewöhnliche Anforderungen an den Betrieb stellten. Der Verlust der leistungsfähigsten Frontbahnhöfe, die ununterbrochene Beunruhigung der Verladebahnhöfe durch feindliches Fernfeuer, die systematisch durchgeführten Fliegerangriffe auf alle wichtigen Eisenbahnknotenpunkte brachten ungeahnte Schwierigkeiten mit sich. Es bedurfte der ganzen Aufopferung des nunmehr ständig in vorderster Linie arbeitenden Eisenbahnpersonals vom geringsten Arbeiter bis zum höchsten Beamten, um der hier gestellten Aufgabe gerecht zu werden. Manches Mal waren indessen die Ereignisse an der Front stärker als der beste Wille; beladene Zugteile und Lokomotiven, durch feindliches Fernfeuer abgeschnitten, mußten dann dem Feinde in die Hände fallen. Nicht minder schwierig als die Verladung und Abbeförderung des Räumungsgutes aus der vordersten Linie war es, das Gut dem gewünschten Punkte der neuen Stellung zuzuführen. Dauernde Höchstleistungen an Truppentransporten, ununterbrochener Großkampf an vielen Fronten, die Unmöglichkeit der schnellsten Entladung und die Ueberspannung des Transportapparates mußten allmählich auf allen Strecken eine Anhäufung von Räumungszügen hervorrufen, die eine schnelle Weiterführung unmöglich machte. Der Wunsch, die Eisenbahnen im Rücken frei zu erhalten, führte schließlich dazu, das irgendwie Entbehrliche der Heimat, und nur das durchaus Notwendige der neuen Stellung zuzuführen, weniger Wichtiges aber dem Feinde zu überlassen. Die Tatsache, daß beim weiteren Vordringen des Gegners im Oktober 1918 und nach Räumung des besetzten Gebietes zahlreiche beladene Eisenbahnzüge dem Angreifer als Beute zufielen, findet hierin seine Erklärung." (Schwarte, Seite 265/66.)

So sah das Eisenbahnnetz aus. Was nützten die schönsten Feldkanonen, die Herr Wurtzbacher in Köln liegen hatte, dem

Divisionsführer, der langsam, aber Schritt für Schritt rückwärts gedrängt wurde? „Erfüllt von einer maßlosen Bitterkeit, sah er das Ende, gegen das er sich mit seinen Leuten verzweifelt wehrte, herankommen. Die ganze Division bestand noch aus 500 Gewehren in der Kampffront. Die Stäbe mit ihren Meldegängern kämpften in der vordersten Frontlinie, das Gewehr in der Hand, die Artillerie war auf das äußerste ermüdet, die Geschütze ausgeschossen, Ersatz aus den Artilleriewerkstätten kaum zu erhalten, die Verpflegung ungenügend, schlecht!" (Rosner a. a. O. S. 241.)

Kuhl rühmt mir gegenüber die Leistungen unserer Flugzeugindustrie. Ich habe diese Leistungen nie bestritten. Aber wird dadurch oder durch die wunderbaren Leistungen unserer Flieger die Tatsache aus der Welt geschafft, daß die Entente uns an Flugzeugen um das 3—4fache übertraf? Unsere Flieger in allen Ehren — aber weiß Kuhl nicht, daß die Auslese gegenüber früher immer weniger qualitätvoll war, werden mußte — und daß vom Sommer 1918 ab der Kampf in der Luft immer mehr aus einem sportlichen Einzelkampf zu einem Massenkampf wurde, in welchem neben den Nerven des Einzelnen vor allem die Zahl und Technik entscheidend ward? Was nützte — ähnlich wie beim Tank — uns unser leistungsfähigstes Flugzeug, wenn es zu spät an die Front kam und zahlreiche Staffeln sich mit minderwertigen Apparaten begnügen mußten, also dem Tode preisgegeben waren? Es ist übrigens falsch, wenn Kuhl den Eindruck zu erwecken sucht, daß unsere Unterlegenheit im Flugwesen nur in der geringen Anzahl unserer Fliegerverbände begründet war und daß unsere Industrie ohne weiteres das 3- und 4fache an Flugzeugen hätte herstellen können. Auch hier setzte unsere Arbeiternot, unsere Rohstofflage unserem Können Grenzen. Kuhl selber glaubt, daß wir nach dem Verlust von Rumänien im Frühjahr 1919 mit unseren Benzinvorräten am Ende gewesen seien. Das ist falsch. Wir wären weit früher am Ende gewesen. Schon 1918 litt unser Flugwesen unter dem Brennstoff- und Schmiermittelmangel. „Kennt Herr von Kuhl nicht" — so fragt ihn sein Kritiker in der „Neuen Zeit" — „die wiederholten Meldungen der Fliegerstaffeln, daß infolge des schlechten Oeles mit Sicherheit Motorversager und Abstürze ohne feindliche Einwirkung vorauszusehen seien?"

Die Frage der Oelversorgung von Front und Heimat hat das Kriegskabinett am 17. Oktober beschäftigt:

„Wird durch eine Abbröckelung der Ostgebiete die Oelzufuhr für Heer und Heimat so in Frage gestellt, daß wir zum vorzeitigen Friedensschluß oder zur Einstellung des U-Bootkrieges gezwungen werden?" lautete die Frage des Prinzen Max.

Darauf antwortete der Kriegsminister: „Wenn Rumänien

uns nicht mehr zur Verfügung steht, können wir den Krieg nur noch 1½ Monate weiterführen. Wir haben früher mit 2 Monaten gerechnet, das hat sich aber nicht bewahrheitet, da die Transportmittel geringer geworden sind und der Verbrauch sich erhöht hat. Wielange der U-Bootkrieg beim Wegfall der Oelzufuhr Rumäniens weitergeführt werden kann, weiß die Heeresverwaltung nicht, weil wir den Verbrauch der Marine nicht kennen. .... Es ist unbedingt nötig, daß die Bewirtschaftung bei Heer und Marine gemeinsam erfolgt. Wir gehen auch in Bezug auf die Heimatwirtschaft ganz bedenklichen Verhältnissen entgegen. Wir sind nur noch für wenige Monate eingedeckt. Gestern ist im Reichswirtschaftsamt über die Frage verhandelt worden: Wie können wir die Leuchtölmittel für die Heimat kürzen? Jede Kürzung wird natürlich sehr bedenklich sein, denn es gibt keinen Ersatz. In vielen Betrieben wird also einfach die Beleuchtung aufhören."

Ich hatte in meiner Broschüre von der Unterlegenheit unserer Flugwaffe garnicht gesprochen. Kuhl benutzt das Kapitel über Flugwesen in dem Schwarteschen Buche, um meine Behauptungen über unseren Mangel an Gerät zu erschüttern. Warum ist er nicht auf das Kapitel „Feldkraftfahrwesen" desselben Buches eingegangen? Da hätte er seinen Lesern Material über die technisch-materiellen Ursachen unseres Zusammenbruches geben können, das in meiner Broschüre noch gar nicht verarbeitet war. Ich hole das aber gern hier nach.

„Betrachtet man die Lage der Entente auf dem Gebiet des Kraftfahrwesens, so war diese auch hierin den Mittelmächten in vielfacher Hinsicht überlegen. Ihr standen ja nicht nur die Hilfsmittel der eigenen Industrie, sondern auch diejenigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, ja man kann sagen der ganzen Welt, zur Verfügung. Vor allem litt sie nicht entfernt so unter dem Mangel an Betriebsstoffen wie Deutschland, wenn ihr auch die Frage des Benzintransports von Amerika nach Frankreich gewiß viel Kopfzerbrechen machte, besonders als im weiteren Verlauf des Krieges die deutschen Unterseeboote so manchen Tankdampfer mit seiner kostbaren Ladung auf den Meeresgrund beförderten. Gummi stand dem Gegner in ganz anderen Mengen zur Verfügung; er rechnete jährlich nicht mit wenigen Hunderten wie Deutschland, sondern mit vielen Tausenden von Tonnen Rohkautschuk für die Verarbeitung, so daß er alle seine Kraftfahrzeuge gummibereift laufen lassen konnte. Hierdurch wurden trotz des stärkeren Verkehrs auch seine Straßen nicht entfernt so abgenutzt, als es auf deutscher Seite infolge der Eisenbereifung der Lastkraftwagen geschah. Dabei konnte er es sich leisten, hinter seiner Front ständig eine große Zahl Arbeits-

truppen — meist Farbige — in der Wegeunterhaltung zum Ausbau des Straßennetzes zu beschäftigen. Hält man sich alle diese Umstände vor Augen, so wird man es erklärlich finden, daß auf der Gegenseite in viel größerem Umfang, als auf der deutschen, vom Kraftfahrzeug Gebrauch gemacht wurde. Der Feind hatte schon wiederholt ganze Divisionen mit Hilfe besonderer, eigens für diesen Zweck bereitgehaltener Kraftwagenkolonnen längs der Front ohne Zuhilfenahme der Eisenbahn verschoben. Aber auch im gewöhnlichen Stellungskrieg konnte er Truppen aus rückliegenden Unterkünften mittels Kraftwagen regelmäßig auf das Schlachtfeld heranfahren und abgekämpfte von dort zurückführen, wodurch seine Infanterie für die eigentlichen Kampfzwecke außerordentlich geschont wurde.

Im Winterhalbjahr 1916/17 kam zu den vielen Sorgen der deutschen Heeresleitung noch eine neue, nämlich die bedrohliche Verkehrslage in der Heimat. In Berlin und anderen Großstädten machte sich immer mehr ein Mangel an Transportmitteln aller Art fühlbar, da diese ja fast alle für mobile Zwecke in Anspruch genommen waren. Die Folge davon war ein Stocken in der Abfuhr der Frachtgüter und Lebensmittelsendungen von den Bahnhöfen, wodurch wieder Störungen für den durchgehenden Eisenbahnverkehr hervorgerufen wurden. Auch die Abbeförderung der Postpakete war in Mitleidenschaft gezogen. Die Zustände verschlimmerten sich bald derart, daß im Interesse des Wirtschaftslebens der Großstädte schnell Abhilfe getroffen werden mußte. Zunächst wurden aushilfsweise mobile Kraftwagenkolonnen und Einzellastkraftwagen aus dem Osten an die Heimat abgegeben; später stellte man für die genannte Aufgabe aus nicht mehr frontverwendungsfähigen Lastkraftwagen und garnisondienstfähigem Personal immobile Kraftwagenkolonnen auf, deren Zahl im Laufe der Zeit bis auf 110 erhöht werden mußte. Diese Kolonnen wurden in Ergänzung der Eisenbahn während der Erntemonate auch auf dem flachen Lande zum Transport von Getreide, Kartoffeln, Rüben usw. verwendet; außerdem fiel ihnen die Beförderung von Rohstoffen, Halbfabrikaten und Brennmaterial bei den mit Heereslieferungen beschäftigten Fabriken zu. Sie haben während der beiden letzten Kriegsjahre für die heimische Volksernährung und Volkswirtschaft wertvolle Dienste geleistet; aber ihr Betrieb verschlang auch große Mengen Betriebsstoff, der damit für die unmittelbaren Zwecke des Feldheeres verloren ging."

Das ist geschrieben schon für die Verhältnisse des Jahres 1917. Im Jahre 1918 hatte schon vor Beginn der Offensive die Not am Betriebsstoff und Gummi einen geradezu gefährlichen

Grad erreicht. Die Offensive selber stellte die Leitung des Feldkraftfahrwesens vor schier unerfüllbare Aufgaben.

„Schwere Sorge machte von vornherein die Frage der Sicherstellung des Betriebsstoffbedarfs für die anläßlich der Offensive mit Sicherheit zu erwartende außerordentliche Inanspruchnahme aller Kraftfahrzeuge der Angriffsarmeen. Im vergangenen Jahr war es trotz größter Sparsamkeit nicht möglich gewesen, irgendwelche nennenswerte Vorräte in der Heimat anzusammeln, da der gesamte Zugang an Betriebsstoffen aus Rumänien und aus der heimischen Erzeugung durch die militärischen Bedürfnisse aufgezehrt worden war. Der gegen das Vorjahr wiederum fast auf das Doppelte angewachsene Betriebsstoffverbrauch war neben der dauernd zunehmenden Motorisierung der Kampfwaffen und des Nachschubs auch auf die Durchführung des umfassenden Fliegerprogramms zurückzuführen gewesen. Ein großer Teil des gewonnenen Benzols wurde außerdem laufend in der Heimat für landwirtschaftliche Zwecke, für die Munitionsherstellung und die zur Behebung der Verkehrsnotlage eingesetzten immobilen Kraftwagenkolonnen in Anspruch genommen. Eine Steigerung der Benzolerzeugung in Deutschland war aber wegen des Mangels an Steinkohlen, dem Ausgangsprodukt des Benzols, ausgeschlossen. Auch die Benzingewinnung mit Hilfe der Erdölquellen Rumäniens ließ sich nicht von heute auf morgen über ein gewisses Maß hinaus vermehren, da die Wiederherstellungsarbeiten auf den Oelfeldern trotz größter Anstrengung wegen der hierbei zu überwindenden Hindernisse nur langsam vorangingen. Andere Betriebsstoffe standen nicht zur Verfügung; das vielleicht noch in Betracht kommende Treiböl, ebenfalls aus rumänischem Rohöl gewonnen, wurde für die Dieselmotore der Unterseeboote gebraucht und reichte schon für diese kaum aus. Bei dieser Sachlage mußte also von Anfang an mit aller Schärfe darauf gedrungen werden, daß bei den beginnenden Operationen mit Betriebsstoff sparsam gewirtschaftet wurde; es war unvermeidlich, daß die volle Ausnutzung der verwendungsbereiten Kraftfahrzeuge dadurch an vielen Stellen beeinträchtigt wurde. Wenn die beschränkte, insgesamt zur Verfügung stehende Menge an Benzin und Benzol wenigstens zur Deckung des Bedarfs an den eigentlichen Kampffronten ausreichen sollte, mußte vor allem eine Einschränkung im Verbrauch bei den Armeen an ruhigen Fronten eintreten; ihre Monatskontingente wurden daher auf das mit der militärischen Lage gerade noch zu vereinbarende Maß herabgesetzt. Der Betriebsstoffbestand an der Front reichte, da besondere Vorratsläger nicht angelegt werden konnten, im allgemeinen nur für knapp 20 Tage, und das auch nur dann, wenn

nicht größere Kampfhandlungen hinzutraten. War letzteres der Fall, so mußte der hiervon betroffenen Armee sofort Betriebsstoff aus den Reserven der Heeresgruppe oder von der Heimat aus nachgeschoben werden. Die Bestände in Deutschland waren aber derart zusammengeschmolzen, daß sie eine Deckung des Bedarfs nur für etwa 10 Tage darstellten, so daß man also in der gesamten Betriebsstoffwirtschaft buchstäblich von der Hand in den Mund lebte. Es durfte weder eine Unterbrechung der Zufuhr aus Rumänien noch eine längere Stockung im Nachschub auf der Eisenbahn zur Front eintreten, wenn nicht die schwerwiegendsten Folgen entstehen sollten. Wiederholt ist die Betriebsstofflage im Westen so gespannt gewesen, daß die Heeresverwaltung gezwungen war, aus Rumänien anrollende Benzinzüge gleich quer durch Deutschland hindurch bis zu den kämpfenden Armeen weiterzuleiten, obgleich dadurch der regelmäßige Kesselwagenumlauf zwischen Deutschland und dem Balkan gestört wurde.

Die Gummilage hatte sich im Jahre 1917 weiterhin verschlechtert, woran auch die vom Hilfskreuzer Wolf mitgebrachte kleine Menge Rohgummi, so erfreulich dieser Zuwachs an und für sich war, nichts zu ändern vermocht hatte. Die zur Verarbeitung freizugebenden monatlichen Kautschukkontingente wurden daher von der Kriegsrohstoffabteilung immer mehr zusammengestrichen und gestatteten kaum noch, in nennenswertem Umfange neue Kraftwagenbereifung herzustellen. Infolgedessen mußte auf die letzten im Vorjahre ersparten Luftreifen zurückgegriffen werden; sie wurden vorsorglich schon immer den Angriffsarmeen zugeführt, reichten aber auch nur für höchstens drei Monate. Was dann werden sollte, war vorläufig noch nicht abzusehen. Zur Sicherheit ging man schon immer daran, nunmehr auch für Personenkraftwagen gummilose Ersatzreifen (starres Laufband mit Stahlfeder, Lederdecke mit besonderer Füllmasse u. a.) einzuführen. Ihre Verwendung war aber nur auf glatten ebenen Straßen möglich und daher an der Front so gut wie ausgeschlossen; es gab eben nichts dem Gummi Gleichwertiges! Schließlich half man sich kümmerlich damit, daß man zu geringen, in der Heimat von der Beschlagnahme her noch übrigen Restposten ungängiger Gummibereifung nachträglich die passenden Räder anfertigen ließ, alles nur, um mit diesen wenigstens noch einige Zeit länger fahren zu können. Unterdessen war man in der Herstellung des synthetischen Gummis trotz zahlreicher Rückschläge nun doch vorangekommen und konnte schon immer mit einer gewissen monatlichen Erzeugung rechnen. Es stellte sich aber bald heraus, daß sich der künstliche Gummi für die Her-

stellung von Kraftwagenbereifung wenig eignete, während er für den sonstigen Bedarf (z. B. für Zwecke der Kabelisolierung oder als Hartgummi bei Akkumulatorenkästen in Unterseebooten) mit Vorteil zu verwenden war. Für die Anfertigung von Luftschläuchen, die besonders knapp waren, kam er leider gar nicht in Betracht; als Zusatzmittel zum Regenerat bei Herstellung von Laufdecken war er immerhin zu gebrauchen. Später fertigte man auch Vollgummireifen aus synthetischem Gummi an, hatte damit aber wenig Erfolg; die Reifen waren hart und wenig elastisch und wiesen auch nur eine geringe Lebensdauer auf. Unter diesen Umständen verschlechterte sich die Gummiversorgung der im Felde stehenden Kraftfahrzeuge von Monat zu Monat, und die meisten Personenwagen verfügten schon über keine Reservereifen mehr. Alles, was an Gummibereifung noch aufzutreiben war, wurde den im Kampfe stehenden Stäben und Truppen zugeteilt; die übrigen Stellen mußten sehen, wie sie sich behalfen." (Schwarte, Seite 384/85, 86.)

Die Offensivstöße selber rissen tiefe Lücken in die knappen noch vorhandenen Vorräte. Bei dem zweiten Stoß gegen die Marne lagen die Verhältnisse für den Einsatz der Kraftwagen besonders ungünstig, weil die schweren Lastkraftwagen bei der Hin- und Rückfahrt immer erst die steilen Hänge des Damen-Wegs auf wenigen, stark zerfahrenen Straßen zu überwinden hatten; die Folge davon war der Ausfall zahlreicher Fahrzeuge, die nicht immer gleich ersetzt werden konnten. Der außerordentlich starke Kraftwagenverkehr führte aber auch ein erhebliches Ueberschreiten des für die Operationen ursprünglich vorgesehenen Benzolkontingents herbei und zehrte die geringen vorhandenen Heeresreserven fast völlig auf. Diese letztere Tatsache erweckte die allergrößten Besorgnisse.

Das war mitten in der noch siegreichen Sommer-Offensive. Immer unhaltbarer mußten die Dinge werden, nachdem Foch am 18. 7. die Initiative an sich gerissen hatte. Von da ab und dadurch war es der deutschen Obersten Heeresleitung nicht mehr möglich, durch bewußtes Zusammenfassen von Gerät (Flugzeuge, Geschütze, Kraftwagen usw.) an einer Stelle der deutschen Front das ungeheure Mißverhältnis zwischen unserer und der feindlichen Technik auszugleichen. Jetzt wurde im großen und ganzen dort gekämpft, wo Foch es wollte. Und mit einem Schlage stellte sich die Unterlegenheit Deutschlands auf technischem Gebiete für jedermann sichtbar heraus. Hat Kuhl die erschütternden Partien des Schwarteschen Buches gelesen, in denen sein fachmännischer Kollege diese technische Inferiorität des deutschen Heeres blutenden Herzens anerkennen muß?

„Der Feind verdankte seinen Erfolg vor allem der technischen Ueberlegenheit seiner Truppen, namentlich in Bezug auf die Ausrüstung mit Kampfwagen. .... Mit Hilfe dieser Tankgeschwader, die den Sturmtruppen vorausfuhren, gelang es dem Feinde, die deutsche Front an mehreren Stellen zum Wanken zu bringen. .... War schon bisher die Versorgung der im schmalen Marnebogen stehenden deutschen Truppen schwierig gewesen, so gestaltete sich nunmehr die Nachschublage der 7. Armee immer bedrohlicher, besonders als der Feind auf ihre rückwärtigen Eisenbahnverbindungen noch schweres Störungsfeuer legte. Die Zahl der Kraftwagenkolonnen, die jetzt hauptsächlich für Truppenbewegungen in Anspruch genommen wurden, reichte nicht aus, um gleichzeitig auch den gesamten Nachschub zu bewerkstelligen. .... Auch die Engländer brachten jetzt einen neuen leichten Typ heraus; er besaß, wie der französische Renault-Tank, nur zwei Mann Besatzung, von denen einer das Fahrzeug, der andere das Maschinengewehr bediente. Schnell und wendig, infolge ihrer geringen Größe von der Artillerie nur schwer zu fassen, stellten diese leichten Tanks eine Kampfwaffe dar, die namentlich dann von größter Wirkung sein mußte, wenn ihr Stoß überraschend und in großen Massen auf eine bereits erschütterte oder doch nicht mehr vollkampfkräftige Front traf. War auch die Waffenwirkung der Tanks selbst meist nicht sehr erheblich, so war es doch vornehmlich der große moralische Eindruck, der ihnen beim Angriff zum Erfolg verhalf. .... Jetzt endlich ordnete die Oberste Heeresleitung auch die Aufnahme des Kampfwagens in die Dringlichkeitsklasse 1 an. Um schnell voranzukommen, wurden zum Bau der neuen Tanks gleich die Motoren und Triebwerkteile der zahlreichen wegen Gummimangels von früher her in der Heimat abgestellten starken Personenkraftwagen verwendet. Immerhin war vorauszusehen, daß sich die Lieferung größerer Mengen von Kampfwagen — rund 1000 waren zunächst in Auftrag gegeben — wegen Bereitstellung der erforderlichen Panzerplatten und infolge der schwierigen Montagearbeiten bis zum Frühjahr 1919 hinziehen würde. Da aber Frankreich und England für den Tankbau schon vorher zahlreiche Kraftwagen- und sonstige Fabriken frei gemacht und mit amerikanischer Hilfe eingerichtet hatten, mußte sich das Mißverhältnis in der Ausrüstung der Feldheere mit diesem neuen technischen Kampfwerkzeug immer mehr zu ungunsten des deutschen Heeres verschieben. Für 1918 hatte die französische Heeresverwaltung bereits 4000, die englische gar 5000 Tanks in Auftrag gegeben, deren größter Teil im Laufe des Jahres auch nach und nach zur Ablieferung kam. Die Kampfwagen haben den Feind in der Folgezeit bei Einleitung seiner Angriffe wiederholt

wirksam unterstützt, während die deutschen Abwehrmaßnahmen diesem Masseneinsatze nicht immer gewachsen waren, wenn es auch meist gelang, den feindlichen Tankgeschwadern bei ihrem Vorgehen erhebliche Material- und Personalverluste beizubringen.

Auch sonst kam dem Gegner die seinen Truppen durch die Ausrüstung mit zahlreichen Kraftfahrzeugen aller Art verliehene Beweglichkeit immer mehr zustatten. Wie berichtet wird, standen im Spätsommer 1918 allein an der Westfront den Amerikanern etwa 40 000, den Franzosen etwa 100 000 Kraftfahrzeuge zur Verfügung, ungerechnet die Kampfwagenabteilungen mit ihrem Fahrzeugpark; für die Engländer sind nähere Angaben noch nicht bekannt. Insgesamt wird die Entente also allein in Frankreich und Belgien über 200 000 Kraftfahrzeuge (einschließlich der Krafträder) besessen haben. Demgegenüber hat das deutsche Heer an allen Kriegsfronten, einschließlich Ost- und Südostfront, niemals mehr als 40 000 Kraftfahrzeuge verfügbar gehabt. Allein schon der Vergleich dieser beiden Zahlen zeigt die materielle Ueberlegenheit des Feindes auf diesem Gebiet." (Schwarte, Seite 390/91.)

Wenn wir bedenken, daß diese Ziffern resp. die Qualitäten, die sich hinter ihnen bargen, in Deutschland dauernd zurückgingen, auf der Gegenseite jedoch ständig stiegen, ist die Frage in der Tat unschwer zu entscheiden, ob wir mit einiger Aussicht auf Erfolg im November 1918 noch weiterkämpfen konnten.

Kuhl kann diese Ziffern, diese Tatsachen nicht bestreiten. Aber er sieht sie nicht. Er will sie nicht sehen. Er legt der Technik — immer noch befangen in der Tradition des deutschen Generalstabes, die in diesem Kriege so unheilvoll Schiffbruch litt — immer noch zu geringe Bedeutung bei. Dafür räsoniert er stundenlang über die Zersetzung der Moral. Aber beileibe nicht über Tatsachen, die objektiv festgestellt sind, über Tatsachen, die er selber, etwa in seiner Eigenschaft als Chef der Heeresgruppe Rupprecht, erlebt hat. Er nennt keine Division, kein Regiment, bei dem auch nur der Versuch eines Beweises dafür gemacht ist, daß wirklich diese moralische Zersetzung eine bestimmte Niederlage verursacht, eine bestimmte Gefangenenziffer veranlaßt hat. Er stellt vor allem Aeußerungen zusammen, die eine Agitation gegen den Krieg beweisen sollen. Daß eine solche Agitation, daß die Absicht zu einer solchen bei einigen Leuten in Deutschland bestand, ist nie geleugnet worden. Aber was würde Kuhl sagen, wenn jemand behauptete, wir hätten die Schlachten des Weltkrieges bis zum Juli 1918 deshalb gewonnen, weil die Zeitungen für den Krieg eintraten?

Ich habe in der Behandlung der entscheidenden Frage, ob wir *weiterkämpfen konnten,* die Parole ausgegeben, die mir die einzige scheint, die objektiv den Kern der Sache trifft und des*halb geeignet wäre, dem Parteistreit* über die Dolchstoßlegende ein Ende zu machen: Wir — eine vier Jahre belagerte Festung — *sind physisch, technisch,* moralisch durch die Blockade und ihre Wirkungen *so geschwächt worden, daß trotz aller* heldischen Gegenwehr wir den Kampf aufgeben mußten. Ich habe vorgeschlagen, weder die Fehler und Versäumnisse der Führung, der militärischen und politischen, noch die Fehler und Versäumnisse des Volksganzen als irgendwie entscheidend anzusehen.

Aber Kuhl und die hinter ihm stehenden Kreise wollen auf diese Formel nicht eingehen. Sie beschuldigen auch weiterhin große Teile des deutschen Volkes, der Heimat und der Front, die Niederlage gewollt und bewußt herbeigeführt zu haben. Wenn dem so ist, muß um die Dolchstoßlegende weitergekämpft werden. *Mir ist nicht bange um den Ausgang.* Ich hatte in dem Vorwort zu meiner Broschüre geschrieben: „Da die Militärs schweigen, *müssen die Politiker reden.*" *Schon melden sich mehr und mehr* einsichtige und offene Geister, die die große Bedeutung dieses Streits für den Aufbau des neuen *Deutschlands begriffen haben.*

„Der Zusammenbruch hatte viele Ursachen. Die entscheidende Rolle hat die ungeheure Uebermacht der Feinde an Menschen und Material und die Aushungerung gespielt. Wir waren einfach fertig, erschöpft. Der Bogen war überspannt und mußte platzen. Schuld sind diejenigen, die es nicht zu einem Verständigungsfrieden kommen ließen, für den noch Zeit war. Das deutsche Volk hat seine Schuldigkeit im Weltkrieg bis zum letzten getan. Es sollte sich diese Legende nicht weiter gefallen lassen."

Diese Worte stammen von General Deimling, einem Mann, dessen Vergangenheit ihn davor schützt, mit berufsmäßigen De*faitisten in einen Topf geworfen zu werden.* Er ist Kuhl und seinen Freunden ein Dorn im Auge. Aber deshalb sind seine Worte dennoch wahr *und stark und voll Wirkung gewesen.*

Kuhl legt auf das Schwartesche Buch und seine Ergebnisse großen Wert. Ich will daher dieses Kapitel mit einer Feststellung *aus* diesem Werke schließen.

Jener schon oben von mir erwähnte ohne jede politische oder *polemische* Fragestellung gehaltene Beitrag von Hauptmann Sußdorf über das Feldkraftfahrwesen wirft zum Schlusse noch einmal die Frage *auf, was der* Zusammenbruch Bulgariens, der drohende Verlust Rumäniens für die Frage der Weiterführung des Krieges

im November 1918 bedeutete. Wir wissen schon, daß Hindenburg die Notwendigkeit der Waffenstillstandsbitte weder mit der Dolchstoßlegende noch mit Redensarten über den sinkenden kriegerischen Geist, sondern mit der Tatsache des Zusammenbruchs Bulgariens begründete. Die Kriegsgeschichte Stegemanns tut dasselbe: „Saloniki, das im Dezember 1915 unangefochten geblieben war, wurde im September 1918 zu dem archimedischen Punkte, an dem die Entente den Hebel ansetzte, um den schwachgewordenen Vierbund aus den Angeln zu heben.“ Das ist rein strategisch gesehen. Wie aber technisch der Verlust Rumäniens unsere gesamte Kriegsführung zu Wasser und zu Lande beeinflussen mußte, das sagt Sußdorf in Worten, denen wir nur die weiteste Verbreitung wünschen können:

„Der Zusammenbruch Bulgariens und das Vorgehen der Entente bis zur Donau rückte eine große, unter Umständen kriegsentscheidende Gefahr in greifbare Nähe, nämlich den Verlust Rumäniens mit seinen reichen Getreide- und Erdölvorräten. Wurde der Betriebsstoffnachschub von dort nach Deutschland unterbunden, so war der Zeitpunkt, wo an der Front jedes motorisch betriebene Fahrzeug zum Stillstand kam, nicht mehr fern. Was das für die Kriegführung bedeutete, war klar zu übersehen; ohne Unterstützung durch den Verbrennungsmotor war an eine erfolgversprechende Weiterführung des Kampfes wohl kaum noch zu denken. Auch mit Hilfe der von der Marine inzwischen aufgespeicherten Vorräte an U-Boot-Treiböl konnte man die Betriebsstoffversorgung des Feldheeres gegebenenfalls nur um wenige Wochen länger aufrechterhalten, dann war es auch damit zu Ende. Diese außerordentlich ernsten Umstände fielen schwer mit in die Wagschale, als es sich darum handelte, die Möglichkeiten abzuwägen, ob unter Ablehnung der Deutschland zugedachten demütigenden Waffenstillstandsbedingungen der Krieg weitergeführt werden könne oder nicht. .... Die jedes Maß überspannenden Anforderungen der Kriegführung auf allen Gebieten mußten schließlich die deutsche Kraft versagen lassen.“ (Schwarte a. a. O. Seite 393 und 396.)

Auf die dritte und vierte Motivreihe meiner Broschüre, auf unsere gefährliche strategische Lage im Westen und in Europa überhaupt, brauchte ich eigentlich nicht weiter einzugehen. Kuhl bestreitet sie nicht. Ich hätte nur gewünscht, daß er die Leser seiner Offiziersbundbroschüre wenigstens mit den wichtigsten der von mir gegebenen Verlustziffern des Jahres 1918 und mit der auch von ihm nicht bestrittenen großen Gefahr einer völligen Abschneidung bekanntgemacht hätte, in der wir gerade am

10. November 1918 schwebten. Er tut das nicht. Statt dessen sucht er den Anschein zu erwecken, ich hätte das deutsche Sedan zwischen Luxemburg und Maastricht als absolut sicher hingestellt. Ich habe das nicht getan, sehe aber zu meiner Genugtuung, daß General von Schönaich die Lage unserer Heere im November 1918 ebenso ernst beurteilt wie ich. Auch nach Stegemann stand die deutsche Heeresleitung unter schwerer Bedrohung des frei handelnden Gegners, schon als die Verhandlungen um Waffenstillstand begannen. Im Augenblick des abgeschlossenen Waffenstillstandes beurteilt der große Militärschriftsteller, auf den unsere deutschen Generäle sich so gern beziehen, die Lage für Deutschland folgendermaßen:

„Die große Operation Fochs war noch nicht zur letzten Entscheidung gelangt, aber die strategische Lage so klar und unabwendbar bestimmt, daß eine Fortsetzung des Widerstandes seitens der Deutschen nur noch äußerlichen Zeitgewinn erbracht hätte. Zeitgewinn bedeutete aber nichts mehr, nachdem die Verbündeten Deutschlands aus dem Felde geschieden waren und die Blockade Zentraleuropas sowie die unersetzlichen Menschenverluste die Kräfte Deutschlands verzehrt hatten. Unter diesen Umständen war der Abschluß des Waffenstillstandes geboten."

Ich könnte hier schließen. Denn dieser Satz Stegemanns ballt in sich alles zusammen, was ich gegen die Generalslegende vom Dolchstoß angeführt habe: die strategische Lage im Westen, das Ausscheiden der Verbündeten, die unersetzbaren Verluste, die Wirkungen der Blockade. Noch einmal: Ich habe keinen Zweifel, daß das Urteil der Geschichte über meine Titelfrage so lauten wird, wie ich sie gegeben habe. Aber da Kuhl und seine Freunde, wie es scheint, unbelehrbar sind, müssen wir uns wohl oder übel weiter mit ihnen beschäftigen.

Kuhl mäkelt an meiner Feststellung herum, daß der Zusammenbruch unserer südöstlichen Front schon rein strategisch für uns das Ende des Krieges bedeutete. Ich will mich nicht wiederholen, aber das Urteil eines Mannes hierher setzen, der auch für Kuhl etwas bedeutet.

„Als die Meldung von der Durchbrechung der bulgarischen Front nach Spaa gelangte, wenige Tage später die Kunde von der Zersplitterung der Heeresgruppe Yilderim ins Hauptquartier drang, begrub die deutsche Heeresleitung ihre letzte Hoffnung. Ludendorff sah den stolzen strategischen Rundbau zusammen-

brechen, der vier Jahre lang allen Angriffen der ringsum gelagerten Feinde getrotzt hatte. Die Entwickelung des Krieges, den die deutsche Heeresleitung am 8. August 1918 auf dem Schlachtfeld von Villers-Bretonnux verlorengegeben hatte, ohne auf hartnäckigsten Widerstand und Ausharren bis zum letzten Atemzug zu verzichten, um zu Friedensverhandlungen zu gelangen, riß sich von allen Fristen los und stürzte gleich einem Katarakt in schwindelnder Schnelle von Katastrophe zu Katastrophe dem Abgrund zu. Es galt keine strategischen Probleme mehr zu enträtseln. Der letzte Musketier wußte Bescheid. Der Einsturz der Orientfronten entblößte Mitteleuropas Südflanke und riß die österreichische Front nach sich, sofern es nicht gelang, die Zugänge des Amselfeldes und die Schlüsselfeste Nisch zu behaupten oder an der Donau Front zu machen. Doch selbst wenn dies gelang, war wenig gewonnen. In Rumänien schwelte Aufruhr und im Innern Oesterreichs breitete sich unhaltbar der Abfall aller Völker vom Hause Habsburg vor — die Revolution stand vor der Tür."

Mit diesen Worten charakterisiert Stegemann die militärische Bedeutung der bulgarischen, der südöstlichen Niederlage. Was für einen kleinen, um nicht zu sagen kläglichen Eindruck macht dieser lapidaren Tatsachenfeststellung gegenüber der zaghafte Versuch Kuhls, koste es was es wolle, diese Gefahr, die er nicht abstreiten kann, durch ein paar nichtssagende Sätze wenigstens abzuschwächen. General Kuhl hat einen militärischen Namen aufs Spiel zu setzen. Er sollte das nicht leichtfertiger Weise tun. Er sollte als Soldat und nicht als Partei- oder Verbandspolitiker diese klaren Dinge klar sehen — und wenn sie ihm noch nicht klar genug sind, soll er in Stegemanns Buch auf Seite 656 sich diese Klarheit holen:

„Als Oesterreich die Waffen niederlegte, sprangen Deutschlands Südgrenzen auf. Noch einmal, nun zum letzten Mal handelte der Deutsche und suchte mit ersterbender Kraft und in aussichtsloser Lage Flanke und Rücken zu schirmen. .... Es war umsonst. Da Oesterreich und Ungarn sich gegenüber der Entente verpflichtet hatten, binnen 14 Tagen den Abzug aller deutschen Truppen zu veranlassen und die nicht abziehenden zu entwaffnen, blieb diese letzte strategische Gebärde unvollendet. .... Die letzten Voraussetzungen, die eine längere Fristung des Widerstandes an der Westfront ermöglicht hätten, waren gefallen."

Hiermit vergleiche man die unsichere, um nicht zu sagen unschöne Art, in der Kuhl von der Tatsache des österreichischen Zusammenbruches auf die Frage nach dessen Ursachen abzulenken sucht! Als ob es für Deutschland nicht vollkommen gleichgültig

gewesen wäre, warum die bulgarische, die türkische und die ungarische Front zusammengebrochen war. Zur Entscheidung der Frage, ob wir weiterkämpfen konnten, mußte uns die Tatsache genügen. Und sie hat uns genügt. Gerade der österreichische Zusammenbruch hat damals dem blindesten Auge den Star gestochen. Kuhl verweist mich auf die Generäle Gallwitz und Mudra, die ein Weiterkämpfen für möglich gehalten hätten. Leider ist er in seinen Mitteilungen über das, was diese beiden Herren am 28. Oktober im Kriegskabinett des Prinzen Max äußerten, sehr ungenau. Er sagt, daß Bedenken bei beiden Generälen nur die Möglichkeit des Zusammenbruches der österreich-ungarischen Monarchie erregten. Doch habe General Gallwitz diese Bedenken nachträglich *abgeschwächt*. In Wirklichkeit hat Herr von Gallwitz folgendes gesagt: „Wenn Oesterreich alle Bahnen zum Durchmarsch zur Verfügung stelle, dann müsse man allerdings die letzten Konsequenzen ziehen, man müsse aber doch erst abwarten, ob Oesterreich *sich so entwürdigen würde*." Später hat er allerdings Herrn Solf gegenüber geäußert, er hätte den Abfall Oesterreichs zu schwarz eingeschätzt. General von Mudra äußerte sich genau wie Gallwitz: „Wenn Oesterreich bedingungslos kapituliert und sich auf die Seite der Feinde stellt, dann ist die Sache für uns *verloren. Nach der Katastrophe in Oesterreich* müssen die Vorbereitungen für die letzte Aktion sofort getroffen werden." Mudra hat sich nicht korrigiert. Ich glaube, daß diese klaren Aeußerungen mehr verraten, als die „Bedenken", von denen Kuhl seinen Lesern erzählt.

Ich habe schon oben betont, wie auffällig klein in der Kuhlschen Broschüre die Partie ist, die sich mit den von mir vorgebrachten objektiv feststellbaren Ursachen des Zusammenbruchs beschäftigt. Nachdem ihr Verfasser sich auf ein paar Seiten mit dieser meiner auch von ihm nicht geleugneten Tatsachen-Feststellung abgemüht (ich will nicht sagen, um sie herumgedrückt) hat, geht er zur Abwandlung seines Hauptthemas von dem fürchterlichen Dolchstoß mit den Worten über: „*Wir kommen nunmehr zum Hauptpunkt der Kösterschen Schrift*."

Mit Verlaub, das ist eine völlige Verdrehung des Inhalts meines Buches. Räsonnements über den Dolchstoß mögen für Kuhl bei der Beantwortung meiner Broschüre der Hauptpunkt sein. Für mich sind und bleiben sie Nebensachen. Das habe ich in meiner Broschüre *klipp und klar* gesagt: Wer *nicht* mit vorgefaßten Meinungen an das Problem eines deutschen Weiterkämpfens im Herbst 1918 herantritt, wer durch die Flut gegenseitiger Beschimpfungen zur wirklich sachlichen Problemstellung vorgedrungen ist und wer begriffen *hat*, daß das Problem eines

deutschen Weiterkämpfens im Herbst 1918 zunächst ein Problem des Ersatzes, des Menschen- und Geräte-Ersatzes, sodann ein Problem der militärischen Situation Deutschlands im Westen und in ganz Europa ist, der wird sich kopfschüttelnd fragen, warum eine Dolchstoßlegende zur Beschimpfung des eigenen Volkes erfunden werden mußte, um eine Sache aufzuklären, die ohnehin klar ist. Es ist also nicht mein Hauptpunkt, auf den ich noch einmal eingehen muß. Es ist der Hauptpunkt Kuhls, es ist der Hauptpunkt all derjenigen, die auch heute noch nicht einsehen wollen, daß wir regelrecht geschlagen worden sind — die sich auch heute noch, ich lasse dahingestellt aus welchen Gründen, gegen eine objektive Beantwortung dieser Schicksalsfrage leidenschaftlich und mit allen Mitteln sträuben.

Wenn ich nunmehr noch kurz auf die Prüfung der eigentlichen Dolchstoßlegende eingehe, so stelle ich zunächst und besonders für die Leser der Kuhlschen Offiziersbund-Broschüre fest, daß die immer wieder gehörte Behauptung, das Wort vom Dolchstoß stamme von einem englischen General, und zwar von dem englischen General Maurice, eine Legende ist. In seinem viel zitierten Buche „Die letzten 4 Monate", steht nichts davon. Hier macht Maurice in durchaus zutreffender Weise darauf aufmerksam, daß die Stimmung des deutschen Volkes umschlug, nachdem es im Sommer 1918 plötzlich aus allen seinen von oben genährten Siegeshoffnungen gerissen worden sei. In zwei Aufsätzen der „Daily News" schiebt Maurice den moralischen Stimmungszusammenbruch im deutschen Heere teils auf den Mangel des Glaubens an eine gute und gerechte Sache, teils auf die preußisch-militaristische Sklavendisziplin des deutschen Heeres. In Bezug auf die Flotte urteilt er ähnlich: Der deutschen Marine hätte die moralische Tradition der englischen gefehlt. Maurice selber hat nirgends das Wort vom Dolchstoß gebraucht. Er hat vielmehr im Juli d. Js. durch den Obersten Schwertfeger ausdrücklich erklären lassen, daß er niemals an irgend einer Stelle der Meinung Ausdruck gegeben habe, daß das deutsche Heer von dem deutschen Volk rückwärts erdolcht worden sei. Im Gegenteil habe er immer die Meinung vertreten, daß die deutschen Heere an der Westfront aus militärischen Gründen eines weiteren wirksamen Widerstandes nicht mehr fähig wären. Dagegen ist das Wort vom Dolchstoß in England gegen Streikende gebraucht worden und in die europäische Nachkriegsliteratur scheint es durch einen Artikel des Londoner Korrespondenten der „Neuen Züricher Zeitung" eingeführt worden zu sein, der am 17. Dezember 1918 seiner Zeitung einen Bericht über jene beiden Artikel des General Maurice in den „Daily News" zuschickte.

In England und Italien sind bekanntlich während des Krie-

ges zahlreiche Streiks ausgebrochen und durchgeführt worden. Es waren jene Streiks, die bei uns in Deutschland die Hoffnung aufkommen ließen, die Entente breche bald an innerpolitischen Schwierigkeiten auseinander. Die Entente hat diese Streiks überstanden, wie Deutschland nicht an seinen paar Streiks im Kriege zugrunde gegangen ist — und wie das französische Heer die Episode seiner revolutionären Meutereien vom Sommer 1917 überstanden hat. Alle diese Erscheinungen sind international, und es ist ein naiver Irrtum unserer Dolchstoß-Erzähler, zu glauben, daß das Material, auf das sie ihre Legende aufbauen, ein spezifisch deutsches ist. Nicht nur Streiks sondern auch revolutionäre, pazifistische, defaitistische Propaganda hat es in allen Ländern und an allen Fronten, bei uns und bei unseren Gegnern, gegeben. Auf die französischen Meutereien komme ich noch zurück. Kennt Kuhl die englischen Kriegsdienstverweigerer und ihre Prozesse? Weiß Kuhl, was sich auf italienischen Bahnhöfen im letzten Kriegsjahr abgespielt hat? Will Kuhl seinen Lesern verraten, wieviel Millionen Mark wir Deutsche im Kriege für revolutionäre Propaganda in den Ländern unserer Gegner ausgegeben haben? Wieviel Flugblätter wir von Ballons aus auf die feindlichen Truppen haben fallen lassen? Weiß Kuhl, daß über die unheilvollen Wirkungen der deutschen Propaganda auf die feindlichen Fronten und Länder bei unsern Gegnern genau so lamentiert worden ist, wie es heute in Deutschland mit Bezug auf die Propaganda unserer Gegner geschieht? Warum haben unsere Flugblätter, warum hat aller Defaitismus, Pazifismus und Antimilitarismus in Italien, Frankreich und England auf die Dauer nicht gewirkt? Weil sie zu essen, weil sie Menschen-Ersatz, weil sie gute Waffen, weil sie immer stärkere Verbündete, weil sie eine gut fundierte Hoffnung auf Sieg hatten. *Das alles hatten wir nicht.* Trotzdem ist unser Heer bis zum Schluß im Großen und Ganzen intakt geblieben. Die Entente hat gesiegt. Sie verzeiht ihren Defaitisten, weil ihre schönen Reden schwächer waren als die Kraft, die Amerika nach Europa warf. Wir sind durch diese Kraft geschlagen. Es ist aber nicht *nur falsch, sondern* auch würdelos, einem ausgehungerten Volke, einer abgekämpften Front, einigen verrückten Fanatikern Schuld zu geben an einer Entwicklung, die zwangsläufig war und restlos zu erklären ist, ohne daß man seine Zuflucht zu Beschimpfungen des eigenen Volkes nimmt.

Das Gerede über den Dolchstoß hat auch deshalb auf weite Kreise wirken können, weil bisher kaum jemand sich die Mühe genommen hat, klar herauszustellen, was alles die Dolchstoßtheorie beweisen muß, wenn sie sich als mehr denn als Legende

erweisen will. Es handelt sich um die Ursache unseres Zusammenbruches. Es genügt also nicht, daß man beweist, in der Heimat von 60 Millionen Menschen oder an der Front von 10 Millionen Menschen seien revolutionäre Flugblätter vertrieben. Wenn ich beweisen will, daß ein Mensch gewaltsam gemordet ist, genügt es mit nichten, daß er an der Hand oder am Oberschenkel einen blutigen Riß hat. Es genügt erst recht nicht, wenn die Dolchstoßtheorie beweist, daß in Düsseldorf und Berlin einige Politiker gesessen haben, die offen zugaben, ihr Ziel sei die Niederlage Deutschlands. Was würde Kuhl sagen, wenn ich Deutschland deshalb für schuldig am Ausbruch des Krieges erklären würde, weil eine Reihe von deutschen Zeitungen jahrelang den Angriffskrieg gegen unsere Nachbarn gepredigt haben? Nein, es muß von Kuhl bewiesen werden, und zwar mit durchschlagendem, nach Ort und Zeit genau kontrollierbarem Material, daß nicht nur die revolutionäre Propaganda, von der er und seine Freunde reden, irgendwo und irgendwie existiert hat, daß (mit den Worten von Professor Franz Oppenheimer) der berüchtigte Dolchstoß nicht nur gepredigt ward, nicht nur geführt ist, nicht nur getroffen hat, sondern *daß der Dolchstoß die deutsche Front wirklich tödlich verletzt oder doch gelähmt hat.*

Wo ist ein solcher exakter Beweis bisher auch nur versucht worden?

Seit dem Erscheinen meiner Broschüre ist ein kleiner Kalender aufgetaucht, in dem u. a. einige berufsmäßige Revoluzzer mit dem ihnen eigenen Hang zur Prahlerei erzählt haben, was von ihnen zur „Unterwühlung" der deutschen Front geschehen sei. Dieser kleine unbedeutende Kalender spielt in den Büchern, Broschüren und Zeitungsartikeln unserer ehemaligen hohen und höchsten Militärs heute eine geradezu biblische Rolle. Die Herren werden freilich höchst erstaunt sein, wenn der Herausgeber dieses Kalenders, Ernst Drahn, ihnen demnächst aus seiner Spezialkenntnis dieser ganzen unterirdischen Literatur heraus klar machen wird, mit wie wenig Recht sie sich bei ihren Behauptungen auf ihn berufen können. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Korrekturbogen seiner Arbeit in einem unter dem Titel: „Der Zusammenbruch" demnächst erscheinenden Sammelwerke Karl Vetters durchzulesen. Drahn ist kein Mehrheitssozialist. Aber gerade deshalb zeigt er unwiderleglich, wie diese Partei bis zum Zusammensturz sich bemüht hat, alles zu tun, um „in kürzester Frist die überhaupt mögliche materielle und moralische Höchstleistung des deutschen Volkes in der Abwehr der Feinde auszulösen". In der Tat berührt es reichlich komisch, daß diese

Sozialdemokraten, die von der Entente-Propaganda in Generalsuniform mit wallenden Federbüschen als Triarier des damaligen Kaisers abgebildet wurden, heute von Ludendorff, Bauer, Wrisberg u. a. als die hinterlistigen Mörder des deutschen Heeres und Volkes verleumdet werden. Drahn, der selber zu den heftigsten Gegnern des Krieges gehörte, schildert auch, wie wenig klar und militant eigentlich die damals noch kleine Partei der Unabhängigen in ihrer Bekämpfung des Krieges war. Noch im Jahre 1917 verteidigte ihr theoretischer Führer Gustav Eckstein die Pflicht zur Beteiligung am Abwehrkrieg, von dem strategische Offensive nicht zu trennen sei. Nur ein kleiner Flügel der Unabhängigen, der von Anfang an mit der Mehrheit im schwersten Kampfe lag, konnte als wirklich revolutionär angesprochen werden. Drahn zeigt im einzelnen, mit welchen romantischen Mitteln sich diese Leutchen ihre rote Revolution dachten: „Achtzehn Berliner Metallarbeiter sollten den Umsturz in Deutschland in die Hand nehmen." Es gehört die ganze Welt- und Menschenfremdheit des militärischen Akademikers dazu, auf solcher Basis die Legende des Dolchstoßes aufzubauen. Man spricht von geheimer Literatur, die das deutsche Volk unterwühlt habe. Ein gutes Dutzend Broschüren, ungefähr drei Zeitschriften und mehrere Flugblätter, ungerechnet die Handzettel — das ist nach Drahn der furchtbare Apparat, dem Mitteleuropa zum Opfer gefallen ist. Man spricht von dem entnervenden Einfluß der sozialdemokratischen Presse auf das Gemüt der Frontsoldaten. Dabei sind von einer Million Feldzeitungen, die täglich hinausgingen, noch nicht ein halbes Hunderttausend sozialdemokratisch — ein ganz kleiner Bruchteil davon unabhängig gewesen. Ich mache auf die Drahnsche Arbeit und das ganze Werk, innerhalb dessen es erscheint, besonders aufmerksam*).

Nicht nur der militärische Zusammenbruch, nein, auch die deutsche Revolution ist nicht systematisch vorbereitet worden. Das geht schon daraus hervor, daß diejenigen, die sich heute dieser Vorbereitung rühmen, am 9. und 10. November in Berlin schliefen. In München ist die Revolution lange vor Berlin ausgebrochen. Hier wie in Hamburg fehlte es vollkommen an jenem Häuflein illegaler Phantasten, die nach Emil Barth in Berlin das weltgeschichtliche Ereignis durch Schnorren von Pistolen entscheidend vorbereitet haben. Ich wage sogar die Behauptung, daß in jedem anderen kriegführenden Lande, Amerika ausgeschlossen, der

*) U. a. auch auf die Arbeiten von Dr. Carl Herz: „Geschichte und Sinn der Dolchstoßlegende" sowie von H. L. Persius: „Generalsliteratur".

organisierte, bewußt antimilitaristische Wille stärker war als in Deutschland. Ich behaupte ferner, daß die revolutionäre Propaganda der deutschen Militärbehörden innerhalb der russischen Armee alles das weit in den Schatten stellt, was nach der Behauptung unserer Dolchstoß-Erzähler die russischen Bolschewiki bei uns an sogenannter revolutionärer Vorbereitung geleistet haben. Ich behaupte endlich, daß in der Dolchstoßlegende derselbe naive unpolitische Glaube an die Möglichkeit der künstlichen Hervorrufung von Revolutionen sich zeigt, der während des Krieges den deutschen Generalstab glauben ließ, er könne durch deutsche Propaganda in irgend einem fremden Lande Revolutionen machen.

Am 2. August 1914 forderte der deutsche Generalstab das Auswärtige Amt zu Versuchen auf, in Indien, Aegypten und Südafrika Aufstände anzuzetteln, sobald England als unser Gegner aufträte. Am 5. August teilte er mit, daß die Insurrektion Polens eingeleitet und es von höchster Wichtigkeit sei, daß die Insurrektion Indiens, Aegyptens und des Kaukasus folge. Der damalige Kaiser vertiefte diesen Wunsch durch die Bemerkung, daß die deutschen Konsuln die ganze mohammedanische Welt gegen das verhaßte, verlogene, gewissenlose Krämervolk der Engländer zum wilden Fanatismus entflammen müßten. Bei diesem Wunsche ist es nicht geblieben. „Mit den Kurierpässen, die das Auswärtige Amt den Militär-Attachés und ihren Agenten ausstellen mußte, wurden in Norwegen und der Schweiz", wie Gothein berichtet, „die Massen von Bomben und Höllenmaschinen, Gebrauchsanweisungen und Aufrufen eingeschmuggelt, die, als man sie entdeckte, unsere nichts davon ahnenden Gesandten und Konsuln so heillos kompromittierten und das bißchen Ansehen vollends vernichteten, das wir im neutralen Ausland noch genossen." Noch im Frühjahr und Sommer 1918 richtete die O. H. L. Denkschriften an die Reichsregierung, in denen sie eine Propaganda empfahl, die in England wachsenden Widerstand gegen die Mobilisierung, Eintritt von Streiks in der englischen Kriegsindustrie und Stärkung der revolutionären Strömungen bei den englischen Arbeitermassen zum ausgesprochenen Ziele hatten. Ich will von der deutschen Tätigkeit in Amerika nicht reden und nur ein kurzes Wort jenem Dolchstoß widmen, den die O. H. L. mit ihrer revolutionären Propaganda gegen die Kerenski-Regierung geführt hat. Wenn Kuhl auf weitere Diskussion Wert legt, will ich gern im Detail auf das Verbrechen — ich weiß, was ich damit sage — eingehen, das die deutsche O. H. L. mit der Unterstützung der Bolschewiki-Herrschaft in Rußland gegenüber Europa begangen hat.

Denn der Dolchstoß soll ja nicht lediglich von der deutschen Revolution geführt sein. Die russischen Bolschewiki sollen ihren deutschen Brüdern den Dolch in die Hand gedrückt haben. Wissen die Leser der Kuhlschen Broschüre, daß der deutsche Generalstab den Bolschewismus systematisch in das russische Heer hineingetragen hat, daß er jene Artikel von Liebknecht und Luxemburg, die in Deutschland verboten waren, in Millionen von Exemplaren russisch übersetzen und im russischen Heere von Front zu Front verteilen ließ, daß eine besondere Zeitung von ihm herausgegeben wurde, die den Hunger und die Friedenssehnsucht des russischen Soldaten raffiniert ausnützte und ihn gegen die bürgerliche Kerenski-Regierung mit Methoden aufhetzte, die jedem kommunistischen Agitator Ehre machen würden? Zu behaupten, die russische Revolution sei durch den deutschen Generalstab gemacht, würde von einer kindlichen historischen Auffassung zeugen. Aber fest steht, daß der deutsche Generalstab sie mit Millionen und Abermillionen gefördert, beschleunigt, gekräftigt hat. In der Naivität, die ihn auf politischem Gebiete überhaupt auszeichnete, wußte er nicht, mit welchem Feuer er spielte. Er hatte keine Ahnung davon, daß politische Krankheiten wie gewöhnliche Seuchen von einem Heere zum anderen, von einem Volke zum andern überspringen können. Umso weniger Recht haben heute seine geistigen Nachfahren, einer politischen Bewegung, die sie selber mit auf dem Gewissen haben, Dinge in die Schuhe zu schieben, für die sie zunächst sich selber verantwortlich fühlen sollten.

Es gibt nichts Kläglicheres als die Methode, mit der heute Ludendorff seine Mitverantwortung für diese Dinge abzustreiten sucht. Sein ehemaliger Mitarbeiter Hoffmann hat wenigstens den Mut zur Offenheit gehabt: „Während des Krieges hat der Generalstab natürlich alle möglichen Mittel benutzt, um die russische Front zu durchbrechen. Eines dieser Mittel waren die giftigen Gase, ein anderes Lenin. Die kaiserlich-deutsche Regierung hat Lenin im plombierten Wagen zu einem ganz bestimmten Zweck befördert. Mit unserer Zustimmung haben Lenin und seine Freunde die russische Armee zersetzt. . . . . Ungeachtet Lenin und Trotzki uns seinerzeit unschätzbare Dienste geleistet haben, haben wir weder gewußt noch vorausgesehen, welche Folgen für die Menschheit unsere Mitwirkung an der Fahrt der Bolschewisten nach Rußland haben würde. Niemals und unter keinen Umständen wären wir sonst mit ihnen in irgendwelche Beziehungen getreten. Aber wir haben damals die Folgen nicht erwogen.“ Ich betone noch einmal: Ich überschätze diese Beteiligung der deutschen Militärs an der russischen Revolution nicht, wenngleich dies die einzige, wirklich systematische revolutio-

näre Propaganda ist, die sich jemals gegen ein Heer gerichtet hat. Graf Waldersee hat freilich in der „Deutschen Revue" gemeint: „Durch unsere eigenen Soldaten ließen wir die noch kaisertreuen russischen Militärs auffordern, ihren Zaren zu verjagen und ihre Reihen aufzulösen. Das genügt. Der Pfeil ist auf uns selber zurückgefallen." Graf Waldersee übertreibt. Die Pfeillegende ist ebenso unhaltbar wie die Dolchlegende. Aber eine unendliche Ironie liegt schon darin, daß dieselben Heerführer, die im Kriege den Bolschewismus mit hochgezüchtet haben, sich heute der Entente als Büttel anbieten, ihn militärisch niederzuschlagen. Aus beidem spricht ihre vollendete politische Ahnungslosigkeit. Damit müssen sie sich selber abfinden. Das deutsche Volk aber darf es sich verbitten, von Männern als „revolutionär verseucht" beschimpft zu werden, die heute selber als bewußte Protektoren dieser Seuche entlarvt sind. Es muß diese Männer als Vertreter der Dolchstoßlegende umsomehr ablehnen, als ja gerade bei der Annahme, das deutsche Heer wäre wirklich durch die Revolution erdolcht worden, diese Männer und ihre leichtfertige Politik das Aufkommen und Wachsen der revolutionären Bewegung in Deutschland mit verschuldet hätten.

In Wirklichkeit spielt die sogenannte deutsche Revolution bei dem Zusammenbruch unserer Armee im Sommer und Herbst 1918 gar keine Rolle. Ich habe auf die Wechselbeziehungen der materiellen und moralischen Kräfte im Kriege schon öfter hingewiesen. Der französische General de Cugnac hat sich vor kurzem im „Journal de Debats" über dieses Thema ausgelassen. Zweifellos richtig behauptet er, daß weder die einen noch die anderen genügten, den Sieg zu erringen. Er wirft auch die Frage nach dem Verhältnis dieser beiden Kräfte im deutschen Heere auf. In voller Uebereinstimmung mit der Meinung, die von seinem englischen Kollegen Maurice und seinen deutschen Kollegen Deimling und Schönaich vertreten wird, meint er, daß die Deutschen vier Jahre lang ihre moralische Kraft und die deutschen Soldaten bis zum Schluß ihre Hoffnung auf Sieg bewahrten, daß es aber dann das Material, die Nahrung und die Munition waren, die zuerst fehlten und dadurch den Verfall der moralischen Kräfte und den Zusammenbruch der deutschen Armee nach sich zogen. Diese Analyse ist die Analyse meiner Broschüre. Wenn die französischen Hitzköpfe darauf verzichten, dem legendären Genie Fochs — und die deutschen Hitzköpfe darauf verzichten, dem legendären Dolchstoß das zuzuschreiben, was in Wirklichkeit die Folge körperlich-seelischen und technisch-materiellen Zusammenbruches war, dann wird der innerpolitische Friede und die außenpolitische Klärung einen großen Fortschritt erzielt haben.

General de Cugnac kommt in seinem Aufsatz auch auf die revolutionären Erscheinungen im französischen Heere während des Sommers 1917 zu sprechen. Die moralischen Kräfte der Franzosen — sagt er — hätten nie versagt, aber weder 1915 noch 1916 seien sie imstande gewesen, der deutschen Drahtverhaue Herr zu werden. Erst 1917 seien ihre Kräfte erschüttert worden, als sie sahen, daß man mit ungenügendem Material die blutigste Offensive unternahm. Die Dolchstoßlegende benutzt die Tatsache dieser französischen Meutereien des Jahres 1917 gern, um — mit einem Seitenhieb auf die schlappe deutsche Zivilregierung — zu zeigen, daß man mit Gewalt und Füsilladen auch ein zersetztes Heer wieder moralisch aufrichten kann. Ich will hier nicht darauf eingehen, daß es ja der deutschen O. H. L. frei gestanden hätte, mit allen Mitteln gegen solche Meutereien bei uns vorzugehen. Ob der Grund dafür, daß sie das nicht getan hat, der ist, daß solche Meutereien bei uns nie vorgekommen sind, oder der, daß Ludendorff zu schlapp dafür war, auch das will ich hier ununtersucht lassen. Aber ich muß, da auch Kuhl sich dieses Arguments bedient, noch einmal darauf hinweisen, daß gerade diese französische Parallele die Unhaltbarkeit der Dolchstoßlegende und ihrer Grundlagen zeigt. Als nämlich die Meutereien ausbrachen und in über einem Dutzend Armeekorps Offiziere abgesetzt und Soldatenräte gebildet wurden, da waren in Paris sofort die französischen Dolchstoßtrompeter bereit, hierin das Resultat jahrelanger defaitistischer Unterwühlung der Front zu erblicken. Der pseudonyme Verfasser der französischen Heeresberichte, der unter dem Namen Pierre Grandfeu ein Buch über die französische O. H. L. geschrieben hat, war anderer Meinung. Er sah die wirkliche Ursache dieses Stimmungsumschwungs: die andauernden Niederlagen, die schlechte Lebensmittelverteilung, das Ausbleiben des immer wieder versprochenen Durchbruchs durch die deutsche Front, die Verschlechterung des Verhältnisses von Offizier und Mann, kurz, eine ganze Reihe von jenen Momenten, die nach meiner Darstellung zum Zusammenbruch auch des deutschen Kampfwillens beigetragen haben. Frankreich hatte das Glück, ein paar Generäle zu besitzen, die das einsahen. Die Meutereien wurden daher nicht lediglich mit Gewalt unterdrückt, indem genau wie zur selben Zeit in der deutschen Flotte eine Anzahl Meuterer füsiliert wurden. Vielmehr versuchte der Führer der Heeresgruppe an der Aisne, General Petain — ich habe in meiner Broschüre oben schon darauf hingewiesen — mit großer Energie und sichtbarem Erfolg durch positive soziale Soldatenfürsorge die Beschwerden zu beheben. Aber auch das hätte schließlich nichts gefruchtet. Der Geist der französischen Armee ward

in Wirklichkeit wieder aufgerichtet durch das Erscheinen und tatkräftige Eingreifen der Amerikaner. Die Massen von Munition und Geschützen, Flugzeugen und Kraftwagen, das Auftreten der ersten amerikanischen Divisionen, das und nichts anderes hat in demselben Maße die moralischen Kräfte auf Seiten der Entente gestärkt, wie es für unsere eigenen unglücklichen Soldaten eine immer schwerer werdende Belastung darstellte. Trotzdem haben sich diese gehalten, bis im Sommer 1918 für jeden die Wendung klar ward, bis Anfang Oktober 1918 Ludendorff selber durch sein übereiltes Waffenstillstandsangebot seinen Bankerott anmeldete.

Ludendorff berichtet vor dem Kriegskabinett dem Prinzen Max, daß die Divisionen, die am 8. August versagt hätten, Mitte Oktober schon wieder restlos ihre Pflicht erfüllten. Es gibt keine striktere Widerlegung der Dolchstoßlegende als dieses Geständnis, als diese Parallele, die nicht nur für Frankreich gilt. Die revolutionäre Propaganda des deutschen Generalstabs im russischen Heere hatte erst dann Erfolg, als dieses Heer durch Hunger und andauernde Niederlagen geschwächt war. Niemals hätte die Entente-Propaganda in der bulgarischen Armee ernsthaft Fuß gefaßt, wenn die bulgarische Front und die bulgarische Heimat nicht nach jahrelangen Kriegen körperlich und seelisch vollkommen heruntergekommen und die Hilfe des großen deutschen Bruders nicht entgegen allen Versprechungen und Hoffnungen mit jedem Monat geringer geworden wäre. Die Stimmung des deutschen Heeres und Volkes war in den Jahren 1916 und 1917 manchmal nicht rosig. Als aber im Frühjahr 1918 der deutsche Generalstab seine letzten Kräfte zusammenriß, als eine Uebermacht an Menschen und Material auf deutscher Seite garantiert, als der militärische Sieg noch einmal nahe schien, da war aller Defaitismus, wenn es ihn jemals bei uns gegeben hat, verschwunden, da hatte alle „entmannende“ Propaganda, wenn sie jemals bei uns da war, ihre Kraft verloren. Schlechte Stimmung kommt nicht von schlechten Stimmungsmachern. Diese naive Generalstheorie ist nichts anderes als eine Wiederholung der Fritz Reuter'schen Weisheit, daß die Armut von der Powerte kommt. Die moralischen Kräfte der Masse sind vielmehr tief gebunden an materielle Gegebenheiten. Sie können diese in Zeiten der Hochspannung überflügeln, aber auf die Dauer sich nicht von ihnen befreien.

Die Geschichte der Seele des deutschen Soldaten im Weltkriege kann heute noch nicht geschrieben werden. In den Büchern von Ludendorff und seinen Schülern findet man noch nicht einmal Beiträge zu dieser Geschichte. Hier werden psychologische Dinge mit einer Grobheit und Verständnislosigkeit angefaßt, die in der Kriegsliteratur anderer Völker nicht ihresgleichen findet.

Wer das Auf und Ab, wer das schließliche Versiegen jener moralischen Kräfte, von denen *wir oben redeten*, im deutschen Heere an einem Musterbeispiele kennen lernen will, der lese ein Buch wie die Geschichte des *Württembergischen Feldartillerie-Regiments Nr. 238.*

Das Buch ist ohne jede *Prätension. Aber das ist sein* Hauptwert. Wie verblassen die theoretisch so herrlich aufgemachten Ziffern unserer *Kriegsministerialliteratur vor der* Wucht der hier erlebten und geschilderten Tatsachen! Als nach dem Verlust von Villers Bretonneux ein Tankangriff befürchtet werden muß, wird auf Befehl des Generalkommandos eine einzige Kanone (!) des Regiments als Tankabwehrgeschütz eingebaut. Als Anfang Mai 1918 das Regiment gerade von einem Abtransport nach Italien träumt, trifft plötzlich aus Württemberg die Nachricht ein, daß jeder Ersatz an kampffähigen Truppen aus der Heimat fehle, die Division also nur noch als Stellungsdivision *verwendet werden* kann. Von Anfang Juni an beginnt das Gefühl der Unterlegenheit Platz zu greifen.

„*Das Gefühl, daß man dem Feinde* unterlegen war, schlich sich ein und machte sich von Tag zu Tag mehr geltend. Dies zeigte sich besonders *in einer gewissen nervösen* Aufgeregtheit der Infanterie . . . . Die Herrschaft in der Luft ging immer mehr und mehr *in die Hände* der Engländer über. Die 7. und 8. Batterie hatten durch feindliches Feuer kurz hintereinander sämtliche Geschütze verloren. Auch die 6. und 3. Batterie hatten je 2 Geschütze, dazu große Munitionsmengen, eingebüßt. Die Zufuhr von Ersatzmaterial und Munition war ebenfalls sehr erschwert. Der Feind brachte die zahlenmäßige Ueberlegenheit seiner Artillerie und die Unerschöpflichkeit seiner Munitionsläger rücksichtslos zur Geltung. Der Krieg ging seinen gleichmäßigen Gang. Die Ueberlegenheit des Gegners wurde *immer mehr fühlbar*, sodaß wir uns schließlich wunderten, warum er nicht angriff. Die Stimmung litt darunter sehr. Die großen Erfolge, *die wir im Frühjahr* erstritten hatten, vergaß man allmählich. Konnten wir doch nicht absehen, wozu all das viele Blut vergossen *worden war. Wohl hatten wir viel* Gelände gewonnen, dem Feind auch zahlreiches Material und große Mengen von Gefangenen abgenommen. *Aber wo war der* Durchbruch geblieben? Waren wir denn dem Frieden auch nur einen Schritt näher gekommen? . . . . . Alles, was unternommen wurde, wurde nach dem einzigen Maßstab bemessen: Bringt es uns dem Frieden näher? . . . In diese Tage fiel auch der letzte deutsche Durchbruchsversuch. . . . . Es war der letzte Versuch, die feindlichen Linien zu durchbrechen. Das deutsche Heer hatte tiefe

Wunden erlitten und mußte nun seine Angriffe einstellen. . . . . Wir hatten wieder einen schweren Zeitabschnitt hinter uns. An großen Ereignissen hatte diese Zeit uns nichts gebracht. Und doch war der Kampf aufreibend genug. Viele Unteroffiziere und Mannschaften hatten wir verloren. Auch zwei Batterieführer waren gefallen, und nun stieg so langsam das Gespenst der endgültigen Niederlage vor uns auf. Wer Optimist war, machte sich auf einen Winterfeldzug gefaßt und hoffte wenigstens auf einen ehrenvollen Ausgang. . . . . . Der August nahte. Es fiel auch den Truppen, die nicht eingesetzt waren, nicht schwer, zu beobachten, daß das Uebergewicht an Truppen und Kampfmitteln aller Art sich mehr und mehr auf die feindliche Seite neigte. . . . Im Abschnitt der 107. Infanterie-Division westlich Bray mußten 144 Artilleriestellungen erkundet und bezeichnet werden. Leider hatten wir später lange nicht die nötigen Batterien, um alle diese Stellungen zu besetzen. . . . . Am 27. August, nach schweren Kampftagen, war das Regiment wieder da, wo es während der Frühjahrsoffensive gelegen hatte. Es war viel Wasser inzwischen den Bach hinunter geflossen, so kurz auch die Zeit an der langen Dauer des Krieges gewesen war. Und wieviel anders sah sich heute der Krieg an. Damals hatten wir auch schwere Kämpfe hinter uns, die nicht immer siegreich gewesen waren. Aber ein hoffnungsfrohes Herz hatten wir doch alle uns bewahrt. Und heute! Hinetr uns heiße Kämpfe, eine verlorene Schlacht. Vor uns nichts Besseres. Alle schönen Erinnerungen lagen schon so weit zurück, und wer hätte gehofft, wieder einmal siegreich zu sein? Wenn man nur wieder einmal reichlich Ruhe bekäme! Aber da war bis jetzt noch nicht daran zu denken. . . . . Den ganzen September über ward das Regiment von Ort zu Ort zurückgedrängt. Die Infanterie leistete dabei schweren Widerstand und scheute blutige Verluste durchaus nicht. Aber es war die verheerende moralische Wirkung des Trommelfeuers, der Feuerwalzen, der Tanks usw., die dem Infanteristen jede Sicherheit nahmen und dazu beitrug, daß er sich unterlegen fühlte in viel höherem Grad, als er es tatsächlich war. . . . Ende Oktober nahte das Gefühl, daß alles zu Ende sei. Aus der Heimat kamen, wenn auch meist nur gerüchtweise, schlimme Nachrichten. Wer sich darüber freute, dem mußte doch die allgemeine Unsicherheit unserer Lage zu denken geben. Auch Ludendorff hatte den Abschied bekommen, und wiewohl ihm viele keine Träne nachweinten, diese Tatsache war nicht geeignet, die Stimmung zu heben. In solcher Lage sehnt sich der Soldat nach Ablösung und Ruhe. Dann ist ihm alles andere mehr oder weniger gleichgültig. So war es auch jetzt. Aus der Sehnsucht entstanden Gerüchte, die

allmählich doch eine bestimmte Form annahmen und schließlich Recht behielten."

Erschütternd ist das Bild der letzten Novembertage. Man kämpfte, man litt ohne Schwung, aber auch ohne Auflehnung. Nur die Angst, kurz vor dem Waffenstillstand noch in Gefangenschaft zu geraten, lähmte hier und da den Widerstand. Mitteleuropa war schon in voller Auflösung begriffen, als diese unglücklichen Batterien und Kompagnien trotz bitterſten Munitionsmangels noch Tag für Tag neue Angriffe abwehren, ja selber neue unternehmen mußten. In diese müde abgehetzte Menschenmasse brachte noch nicht einmal die Nachricht von der Abdankung des Kaisers, dem Ausbruch der Revolution einen wirklichen Umschwung der Stimmung. „Merkwürdig war es und mancher hält es heute nicht mehr für möglich, welch geringen Eindruck all diese Nachrichten auf die meisten machten. Die Freude über den Waffenstillstand war allgemein so groß, daß es einen anderen Gedanken als den an die baldige Heimkehr zu den Eltern, zu Weib und Kind, zum bürgerlichen Leben überhaupt, nicht mehr gab. Es hatte sich nie deutlicher gezeigt, wie müde auch das deutsche Feldheer des Krieges war als jetzt. An die Friedensbedingungen dachte niemand oder man wollte nicht daran denken. Wenn wir nur bald nach Hause kämen, dann würde sich alles schon finden. Wie es in Deutschland aussah, konnten wir uns nicht annähernd vorstellen, und was unsere Feinde mit uns planten, wollten wir uns nicht vorstellen. Nicht einmal die Tatsache, daß wir völlig entwaffnet, jeder Willkür ausgeliefert waren, störte unsere wilde Freude daran, daß der entsetzliche Krieg ein Ende gefunden hatte." (Das Württembergische Feldartillerie-Regiment Nr. 238 von Carl Storz. Stuttgart, Belser'sche Verlagsbuchhandlung, 1921.)

In diesem ganzen Buche ist von Meutereien, von Drückebergereien, von Streikbrechern und von revolutionärer Propaganda mit keinem Wort die Rede. Es wird nichts beschönigt, aber auch nichts beschmutzt — weder beim Feinde, noch bei uns. In diesem Buche liegt jene Wahrheit, die Kuhl und seine Freunde niemals finden werden: daß die moralischen Kräfte mit den physischen zugleich langsam versiegt, allmählich gestorben sind, daß der Briefwechsel von Front und Heimat, von Heimat und Front, der im Anfang des Kriegs ein Austausch von Hoffnungen war, mit jedem Jahre mehr ein Austausch von Hoffnungslosigkeit wurde, ab und zu noch einmal emporgerissen in festere Zuversichten, aber vom Sommer 1918 ab endgültig hinabgestoßen in Verzicht und Verzweiflung. In Büchern wie diesen werden keine schmetternden Fanfaren zu Ehren der schneidigen

deutschen Armee geblasen — auch keine plump vertraulichen Sentimentalitäten („liebe deutsche Jungens“) wie in dem Rosnerschen Kronprinzenbuche zum besten gegeben. Aber die stille Tragödie der deutschen Soldatenseele leuchtet heller aus seinen schlichten Sätzen als aus manchem prätentiösen Generalstabsbuch.

Kuhl und seine Freunde lieben solche Betrachtungen nicht. Sie sehen alle diese Dinge einfacher, gröber, vielleicht für sie bequemer. Mit der Tatsache z. B., daß im Jahre 1917 eine Reihe von Matrosen bei der Flotte gemeutert hat, ist für sie die Geschichte der Flottenrevolution entschieden. Aber auch über die Flotte und ihre innere Geschichte während des Krieges beginnt sich allmählich Licht auszubreiten. Im Aprilheft des „Grenzboten“ versucht Maritimus, Kaiserlicher Leutnant zur See a. D., tiefbohrend zu schildern, aus welchen Motivreihen heraus auch ganz unrevolutionäre Gemüter der Flotte allmählich in jene Verzweiflung getrieben wurden, die jede Entladung begrüßte. Ich will nicht näher darauf eingehen, da solche psychologischen Klärungsversuche auf Gemüter wie Kuhl und seine Freunde wahrscheinlich wenig Eindruck machen. Ich will hier ebensowenig ausführlich eingehen auf die Mißwirtschaft in der Ernährung, auf die Spannung zwischen Offizier und Nicht-Offizier, die beide in der Flotte besonders groß waren. Ich setze auch bei Kuhl und seinen Lesern als bekannt die Tatsache voraus, daß die Flottenrevolution vom Spätherbst 1918 zunächst keine allgemeine Dienstverweigerung, keine antimilitaristische Erhebung war, sondern lediglich die Weigerung von 80 000 Menschen bedeutete, sich während der Waffenstillstandsverhandlungen durch das bekannte Verzweiflungsunternehmen der Marineleitung nutzlos in einer Todesfahrt gegen England zu opfern. Mehr als mit diesen Dingen und der Literatur über sie wird sich Kuhl mit der Literatur unserer ehemaligen Admiräle beschäftigt haben. Ist ihm da nun niemals der Gedanke gekommen, wie die geradezu furchtbaren Zustände, die diese Admiralserinnerungen zum Teil enthüllen, auf die seelische Dienstbereitschaft, die Stimmung, den Kampfeswillen der Flotte einwirken mußten? Kuhl wird viel besser als ich die Erinnerungswerke der Tirpitz, Scheer, Ingenohl, Pohl, Müller usw. kennen. Was diese Herren heute (zum Teil unter scharfen gegenseitigen Vorwürfen) ausplaudern, war uns armen Untertanen während des Krieges ja unbekannt. Aber in der Marine war es bekannt — bis zum letzten Heizer hinunter. Wir erfahren heute, daß während des ganzen Krieges innerhalb der Kaiserlichen Marine ein erbitterter Kampf in der Frage des Einsatzes der Flotte geherrscht hat, daß eine Reihe von opferreichen Aktionen wahrscheinlich auf das Konto dieses Streites zu setzen

ist, daß unsere Kreuzer und Torpedoboote nach dem nahezu einstimmigen Urteil von heute unterarmiert gewesen sind, daß wir den U-Boot-Krieg begonnen haben, ohne ihn wirksam führen zu können, daß, als wir ihn führten, wir viel zu wenig U-Boote gebaut haben. Woher sollte das oben von mir in seiner Wichtigkeit geschilderte Vertrauen des Soldaten in seine Waffe kommen, wenn er sehen mußte, daß unsere Schiffe von den weiter tragenden Geschützen der Engländer nahezu wehrlos in den Grund gebohrt wurden, es sei denn, daß uns wie im Skagerrak unsichtiges Wetter zu Hilfe kam? Daß Tirpitz in vertraulichen Aufzeichnungen schon gleich nach der Marneschlacht die Hoffnung auf Sieg aufgab, dieser Defaitismus ist in weiteren Kreisen erst nach dem Kriege bekannt geworden. Aber daß von den 61 Marinezeppelinen, jener Waffe, die der Admiral Scheer heute verächtlich eine „Schönwetterwaffe“ nennt, während des Krieges 17 total vom Gegner zerstört, 28 total verunglückt und 6 vom Gegner erbeutet wurden, das wußte die ganze Marine ebenso gut wie die jetzt von Scheer zugegebene Tatsache, daß von unseren U-Booten im Kriege ungefähr die Hälfte verloren gegangen ist. Glauben unsere Dolchstoßerzähler, daß dieses Hin und Her in der Führung, daß diese schweren Fehler unserer Marineleitung auf die Stimmung der Flotte ohne Einfluß geblieben sind? Ich behaupte, daß dieses Fehlen einer einheitlichen Idee im deutschen Seekrieg, daß diese jahrelangen Kämpfe für und gegen Tirpitz, die die deutsche Flotte schließlich in zwei Lager auseinanderrissen, erheblich dazu beigetragen hat, daß die Flotte, als Ende Oktober die Seekriegsleitung sich nun endlich zu dem Einsatz in Form der wahnwitzigen Todesfahrt entschloß, ihre Mitwirkung verweigerte.

Ich wäre auf diese Dinge nicht eingegangen, wenn nicht Kuhl mich dazu zwänge. Gerade er begnügt sich ja nicht mit den numerisch-technisch-materiellen Ursachen unserer Niederlage. Er sieht den Niedergang in der Stimmung als die Hauptursache unseres Zusammenbruches an. Wir sind gern bereit, seinen Gedanken zu folgen. Aber wir können nicht die kindliche Methode mitmachen, mit der Laterne nach den Schlechte-Stimmung-Machern zu suchen. Wie wir für die Niederlage selber objektive Tatsachen als Gründe suchen müssen, so auch für das Auf und Ab der Stimmung. Es ist das A und O jeder wissenschaftlichen Methode, im historischen Prozeß den Faktor des bösen persönlichen Willens Einzelner erst dann einzuführen, wenn objektive Ursachen, sachliche Maßstäbe zur Erklärung nicht ausreichen. Diese gute alte Methode möchten wir auch der Methode der Generals-Literatur entgegensetzen, die die physiologischen und psychologischen Gründe

für das Nachlassen der moralischen Kräfte im deutschen Volke nicht zu sehen vermag oder nicht sehen will.

Ich lasse die immer wieder behandelten Klagen über schlechte Nahrungsmittelverteilung, ungenügende Soldatenfürsorge, falsche Pressebeeinflussung — die Klagen über den veralteten Disziplinbegriff, die bewußte Aufrechterhaltung der altpreußischen Distanz zwischen Offizier und Mannschaft beiseite. Ueber das alles können sich die Leser der Kuhlschen Offiziersbund-Broschüre in der oben erwähnten Arbeit des deutschnationalen Abgeordneten Lambach zur Genüge unterrichten. Auch über den vaterländischen Unterricht brauche ich nichts mehr zu sagen, wenn heute sogar der ehemalige Oberbefehlshaber der Kronprinzenarmee durch Karl Rosner erklären läßt: „Für mein Empfinden hat die Idee, den Leuten angesichts des Trommelfeuers den etwa fehlenden Patriotismus durch Unterricht beibringen zu wollen, übrigens immer etwas reichlich Naives gehabt." Ich möchte dagegen Kuhl einige andere Fragen vorlegen. Als der Oberstleutnant Niemann, bis daher Oberquartiermeister der Heeresgruppe Albrecht von Württemberg, Anfang August 1918 als Generalstabsoffizier zum Kaiser nach Spaa kommandiert wurde, ließ er sich am ersten Tage bei dem Major von Bockelberg melden, der in der Operationsabteilung des Generalstabes die Organisationsfragen bearbeitete. Von dem Oberquartiermeister einer Heeresgruppe wird man annehmen dürfen, daß er einen einigermaßen zureichenden Ueberblick über die Hilfsquellen des Heeres hatte. Niemann schildert in seinen jüngst herausgegebenen „Erinnerungen", welchen niederschmetternden Eindruck die Ausführungen Bockelbergs auf ihn machten: „Das Bild, das er von den Verlusten, von dem Zustand der Heeresreserven und den heimischen personellen Hilfsquellen gab, übertraf meine schlimmsten Erwartungen." Ungefähr zur selben Zeit war der Abgeordnete von Heydebrand beim deutschen Kronprinzen: „Ich (der deutsche Kronprinz) war betroffen über den Optimismus, mit dem er auch zu diesem Zeitpunkt noch in die Zukunft blickte. Er (Heydebrand) war geradezu erschüttert, als ich ihm die nackte Wahrheit enthüllte, als ich ihm sagte, daß wir schon seit langer Zeit an der Westfront einen Verzweiflungskampf mit ermüdeten, erschöpften Truppen gegen eine riesige Uebermacht führten. Als ich ihm dann genaue Zahlen als Unterlagen für meine Ausführungen nannte, ihm unsere bittertraurige Ersatzlage darlegte, schien er die harte Wirklichkeit, wie sie sich da vor ihm auftat, kaum fassen zu können. Mein Chef hat ihm in Anschluß an meine Aufklärung die Angaben bestätigt und noch weiter ergänzt. Herr von Heydebrand sagte mir darauf, nach dem, was er jetzt erfahren

habe, müsse er bekennen, daß er bisher eine völlig falsche Auffassung von unserer Lage gehabt habe; man habe ihn und seine Partei in Berlin völlig unrichtig orientiert." Beide Unterredungen lagen vor dem berüchtigten „schwarzen 8. August". Wenn schon ein hoher Militär und ein führender Politiker wie diese beiden bestürzt waren über die Wahrheit, die sie bisher nicht kannten, was, Herr Kuhl, sollte das Volk fühlen, als es im Herbst 1918 aus allen Wolken seiner Hoffnungen herausgerissen war? Und in was für einer Unwissenheit müssen die unglückseligen deutschen Unteranen dahingelebt haben, wenn schon die Elite der Nation noch im Sommer jenes Jahres solche Illusionen hegte!

Niemann beschreibt den Eindruck Ludendorffs in dieser kritischen Zeit: „Ein Blick auf die umdüsterte Miene des Generals Ludendorff, sein bald in nervöser Unruhe umherschweifendes, bald in Versunkenheit fallendes Auge, die massige Schlaffheit seiner Gesichtszüge deutete auf durchwachte Nächte und seelische Erregungen ganz ungewöhnlicher Stärke". Am nächsten Tag sprach er bei Oberst Bauer vor. „Dieser äußerte die Ansicht, daß General Ludendorff überarbeitet sei. Es wären Anzeichen einer derartigen nervösen Ueberreizung zu Tage getreten, daß man sich ernstlich mit der Frage einer längeren Ausspannung und eines Ersatzes befassen müßte. Seiner Ueberzeugung nach hätte sich die militärische Lage für uns so ungünstig gestaltet, daß ein Friedensschluß nicht mehr hinausgeschoben werden dürfte." In dieser Verfassung erlebte Ludendorff den 8. August. In dieser Verfassung schleuderte er gegen die deutschen Truppen Vorwürfe, die selbst der Kaiser zurückwies. Wir wissen aus dem Weißbuch über die Waffenstillstandsverhandlungen, daß nach der Meinung des Vertreters des Auswärtigen Amtes die Oberste Heeresleitung in den Tagen des Waffenstillstandes völlig die Nerven verloren hatte. Wir wissen heute aus Wrisbergs „Erinnerungen" auch, daß die viel bestrittene Aeußerung von dem nur noch vierundzwanzigstündigen Halten der Front tatsächlich gefallen ist. Wenn Kuhl das alles überlegt, kommt dann nicht vielleicht auch ihm der Gedanke, daß im Herbst 1918 eher als das deutsche Volk die Oberste Heeresleitung und ihre Führer zusammengebrochen sind?

Kuhl hat in seiner Broschüre auch das Letzte zusammengeschleppt, um zu beweisen, daß die Stimmung des Volkes von Hetzern und Verführern bewußt und absichtlich zerstört worden sei. Er trägt keine Bedenken, auch Gustav Noske unter diese Leute zu reihen, der im Sommer 1917 einmal eine erfrischende Rede gegen die Kriegstreiber gehalten hat. Ich werde mich ja mit Kuhl kaum jemals einigen über die Art und Weise, wie ein

freies Volk Massenaktionen — und der Krieg war eine solche — durchführt. Aber ich möchte ihm doch anheimgeben, sich einmal zu überlegen, wie mit vielen anderen wohl folgende Dinge auf die Willensbildung der Nation und besonders auf die Willensbildung ihrer großen psychisch und physisch am meisten leidenden Großstadtmassen eingewirkt haben:

der unvergeßliche Streit um das preußische Wahlrecht, der in seiner ganzen Kurzsichtigkeit offenbar wurde, als im Herbst 1918, sobald die Dinge im Felde schief gingen, plötzlich alle Parteien einig waren —

die im ganzen Heer verbreitete Prophetie des Herrn v. Capelle, der sich keine bessere Jagdbeute für seine U-Boote vorstellen konnte, als jene amerikanischen Truppentransporte, die im Sommer und Herbst unsere Westfront zerschlagen haben —

das unaufhörliche Geschrei der politischen und wirtschaftlichen Cliquen daheim nach Belgien und dem französischen Erzbecken, noch in einer Zeit, da das Volk schon instinktiv und sicher fühlte, daß die Sache zu Ende wäre —

der Anblick von einem halben Dutzend deutscher Fürstensöhne, die sich im Osten um neue Kronen bewarben, die die deutschen Soldaten ihnen im Westen erobern sollten —

die Wühlarbeit von Organisationen wie dem „Bunde der Kaisertreuen", der sich selbst die innerpolitische Ergänzung der Vaterlandspartei nannte, der von der Sozialdemokratie in Flugblättern behauptete, sie wäre von Amerika mit 2400 Millionen Mark bezahlt und der gleichzeitig sich brüstete, nachweislich seinen Anteil am Abbruch der Brest-Litowsker Friedenskonferenz gehabt zu haben —

die unpolitische Haltung der O. H. L., die Bethmann-Hollweg, Kühlmann, Valentini, kurz, alle stürzte, von denen die Nation wußte, daß ihr Ziel der Frieden und nicht die Eroberung Belgiens oder Kurlands wäre —

die Kaiserreden in Mühlhausen, Aachen und Essen, welch letztere wohl das unglücklichste, aber auch das unwürdigste Schauspiel war, zu dem ein Staatsoberhaupt in der Stunde der Not sich je vor Arbeitern hat hinreißen lassen —

die hohle und aufreizende Siegespropaganda der militäramtlich geförderten Vaterlandspartei und die staatszerstörende Agitation der Alldeutschen, deren Führer nach der tiefen Enttäuschung der Nation über das abgelehnte Friedensangebot vom Dezember 1916 öffentlich und ungestraft sagen konnte: „Wir können Gott auf den Knien danken, daß unser Friedensangebot nicht angenommen ist" —

die wilde Entschlossenheit, mit der gleichzeitig von der militärischen Leitung alle pazifistischen Reden, Reisen, Zeitungsartikel und Bücher verboten und unterdrückt, die pazifistische Bewegung selber als Landesverrat öffentlich gebrandmarkt wurde.

Glaubt Kuhl, daß durch diese und tausend andere Erscheinungen der Geist des deutschen Volkes kräftiger, einiger, williger geworden ist? Ich glaube, daß die Methode, nach der die militärpolitische Leitung Deutschlands und seine führenden Schichten vier Jahre lang auf der Seele dieses unglücklichen deutschen Volkes geradezu herumgetrampelt haben, unendlich viel mehr an nationalem Willen zerstört hat als die Moritaten des berüchtigten Revolutions-Kalenders, den uns die Generäle der Kaiserzeit heute bei jeder Gelegenheit vor Augen führen.

Kuhl kennt hoffentlich ebenso gut wie ich die Denkschriften des preußischen und bayerischen Kronprinzen aus der Zeit, in der der Reichstag seine Friedensresolution beschloß. Was diese beiden Herren im Jahre 1917 sagten, war 1918 die Ueberzeugung des ganzen deutschen Volkes:

„Die ungeheuren Blutopfer des nunmehr drei Jahre andauernden Krieges, die Aussicht, daß neue schwere Verluste an kostbarsten Menschenleben zu erwarten stehen, die Gemütsdepression, die durch Entbehrung aller und jeder Art erzeugt und genährt wird, die Ernährungs- und Kohlennot, alles dies zusammengenommen hat eine Unlust in weiten Volksschichten, und zwar nicht etwa nur sozialdemokratischen, erzeugt, die für die Fortführung des Kampfes ebenso erschwerend ist, wie sie zersetzend auf den monarchischen Gedanken gewirkt hat.

Rechnet man hinzu, daß die bestimmte Hoffnung auf schnelle Beendigung des U-Bootkrieges sich nicht erfüllt hat, so wird man sich über die ernsten Stimmungen kaum wundern dürfen. Genau die gleiche Aufstellung wie für uns selbst, müssen wir nach dem besten uns zugänglichen Material für den Bestand bei unseren Bundesgenossen vornehmen, denn nur auf diese Weise erfahren wir, was wir überhaupt zu erwarten haben und daher leisten können.

Ist für uns und unsere Bundesgenossen die Antwort auf die bezeichneten Fragen gefunden, so werden wir uns einen annähernd richtigen Einblick in die Machtmittel und Reserven unserer Gegner zu verschaffen haben. Weder zu pessimistisch, noch zu optimistisch müssen wir hierbei in der U-Bootfrage urteilen. Man darf aber schon heute, ohne als Schwarzseher verschrien zu werden, es rund heraus sagen, daß ein Vergleich beider Aufstellungen, der unseren und der gegnerischen, kaum zu unseren Gunsten ausschlagen wird.“

Und der bayerische Kronprinz schrieb ungefähr zur selben Zeit:

„Mit den jetzt auf den westlichen Kriegsschauplätzen befindlichen Truppen vermögen wir in Anbetracht der feindlichen Uebermacht, von kleineren Vorstößen abgesehen, uns lediglich defensiv zu verhalten. Selbst wenn die im Osten noch benötigten Truppen dort frei werden sollten, würden diese — es sind meist nur Truppen zweiter Güte — nicht genügen, im Westen eine Entscheidung herbeizuführen.

Daß der Unterseeboot-Krieg eine Aushungerung Englands kaum herbeizuführen vermag, oder jedenfalls erst nach sehr langer Zeit, scheint festzustehen. Sein Hauptergebnis wird sein, daß infolge der unzureichenden Holzzufuhr die Kohlenförderung Englands und dessen industrielle Produktion eine schwere Schädigung erleiden wird. Ob der Unterseeboot-Krieg weiter derartige Erfolge erzielen wird wie bisher, läßt sich nicht sagen. Die feindliche Gegenwirkung ist unstreitig im Zunehmen und wird voraussichtlich noch weiter zunehmen infolge der Beteiligung der Vereinigten Staaten am Kriege.

An Munition besitzt England zurzeit noch überreichliche Vorräte, an einen Mangel an Metallen glaube ich nicht, die Engländer haben sich noch nicht genötigt gesehen, Kirchenglocken und Hausgeräte zur Munitionserzeugung einzuziehen. Es ist demnach die Behauptung, daß, je länger der Krieg dauere, er sich infolge des bei unseren Gegnern eintretenden Mangels an Rohstoffen für uns desto günstiger gestalten müsse, nur unter der Voraussetzung richtig, daß wir mit den Rohstoffen länger auszuhalten vermögen als unsere Gegner, was ich schon angesichts der herrschenden Kohlennot bezweifle.

Zu der Frage des Materialersatzes gesellt sich jene des Mannschaftsersatzes. Insoweit ich diesen zu übersehen vermag, droht dieser mit Ablauf des Jahres bei uns zur Neige zu gehen, abgesehen von dem neuen Rekrutenjahrgange, der erst später zur Einstellung gelangen kann und nicht genügen wird, die im Laufe eines weiteren Kriegsjahres eintretenden Verluste zu decken. In dieser Beziehung ist freilich Frankreich noch schlechter daran als wir, es ist schon jetzt kaum mehr in der Lage, die entstehenden Lücken zu füllen, und es macht sich im Lande eine große Friedenssehnsucht geltend, eine Scheu vor einem weiteren Kriegswinter. Trotzdem ist damit zu rechnen, daß die Franzosen an der bevorstehenden großen Offensive der Engländer sich beteiligen werden. Führt diese, wie ich bestimmt hoffe, zu keinem Ergebnisse, ist ein weiteres Anwachsen der Friedensstimmung zu erwarten. Es ist deshalb von ausschlaggebender Wichtigkeit, bis zum Herbst einen Frieden mit Rußland zu erlangen unter Verzicht auf irgend-

welche Annexionen und Entschädigungen, und es wären deshalb etwa noch bestehende Neigungen nach der Angliederung Kurlands, die zudem unsere militärische Position für die Zukunft nur wesentlich verschlechtern würde, entschieden zu bekämpfen."

Es waren die Oberbefehlshaber zweier westlicher Heeresgruppen, die das schrieben. Waren sie auch durch feindliche Propaganda bestochen, durch revolutionäre Flugschriften „entmannt"? Oder standen die Dinge wirklich so und war vielleicht das ganze heisere Kriegs- und Annexionsgeschrei der Vaterlandsparteiler eine volksverdummende und letzten Endes unehrliche Mache?

Wenn die Dolchstoßlegende erklärt, unsere Niederlagen seit dem 8. August, die Zahl der Gefangenen und der verlorenen Geschütze sei die Folge des Niederbruches unserer Stimmung, so behauptet sie damit, daß unser Heer zum mindesten vom August an verseucht gewesen sei. Sie hütet sich zwar, das offen auszusprechen, aber *ohne eine solche allgemeine Verseuchung wären diese allgemeinen Niederlagen doch nach der Theorie Kuhls ganz unmöglich gewesen.* Ich habe schon in der ersten Auflage dieser Arbeit darauf hingewiesen, wie das Heer im großen und ganzen trotz der immer verzweifelter werdenden Stimmung seine Pflicht erfüllt hat. Der oben erwähnte Oberstleutnant Niemann, im übrigen ein feuriger Anhänger der Dolchstoßlegende, bestätigt das noch für die letzten Monate des Krieges und merkt gegenteilige Erscheinungen hinter der Front ausdrücklich als nichtssagende Ausnahmen an. Wrisberg, ebenfalls einer der Beredtesten in der Reihe der Dolchstoß-Erzähler, hat aus der Zeit seiner Divisionskommandeurschaft von dem Dolchstoß nichts gemerkt, gibt vielmehr zu, daß der Geist gut war. „Ein Lügner", so drückt sich das Kronprinzenbuch aus, „wer behauptet, daß der Kampfgeist der Front versagt hätte. Stärker als die zerbrechenden und aufgeriebenen Körper dieser Männer des Herbstes 1918 ist er gewesen. Geschimpft haben die Leute, wenn sie halbwegs Zeit dazu hatten, wie jeder gute Deutsche schimpft, aber wenn's galt, dann waren sie wieder zu haben." Wenn man diese Stimmen, die sich leicht um Dutzende vermehren ließen, überfliegt, fragt man sich, was die Herren von der Dolchstoßlegende eigentlich wollen. Wenn die Stimmung so gut *gewesen ist, wenn wir Ersatz und Material genug hatten, woher kommen dann eigentlich unsere Niederlagen? Kommen sie nur von der Genialität Foch's und der Unfähigkeit unserer O.H.L.?* Entweder war unsere materielle Kraft ungenügend oder unsere moralische oder beide. Man kann nicht den Heldenmut der Front loben und gleichzeitig sagen, daß die Heimat die Front langsam erdolcht habe.

Nun hat Kuhl und mit ihm haben andere den Versuch gemacht, einzelne Tatsachen anzuführen, die die Erdolchung der

Front tatsächlich beweisen sollen. Im Oktober 1918, als die Waffenstillstandsverhandlungen schon im Gange waren, soll der Ersatz des J. R. 24 zum Teil während des Transportes verschwunden sein, zum Teil in der Schlacht sich feige benommen haben. Ohne die Spur eines Beweises aufzubringen, behauptet Kuhl, daß diese Leute „durch gewissenlose, jedes Vaterlandsgefühls bare Menschen heimlich aber zähe und zielbewußt verhetzt und vergiftet worden seien". Mitte September 1918, also wiederum kurz vor dem Waffenstillstandsangebot, will das Alpenkorps die Rufe „Streikbrecher" und „Kriegsverlängerer" gehört haben. Auch sollen unter den links und rechts des Alpenkorps Zurückflutenden Aeußerungen gefallen sein wie folgende: „Es ist doch ganz egal, ob wir Deutsche, Franzosen oder Engländer sind" — „Der Krieg wird so nicht alle, da müssen wir ihn eben alle machen." Auch dieser Bericht des Alpenkorps behauptet, daß die mangelnde Disziplin bei den Flüchtenden durch Agitation hervorgerufen sei. Ein Beweis dafür wird nicht gegeben. Ich gestehe offen, daß Berichte wie diese keinen erschütternden Eindruck auf mich gemacht haben. Daß Truppen zurückfluten und nicht zum Halten zu bringen sind, ist vom September 1914 an im deutschen wie in allen anderen Heeren vorgekommen. Schimpfen, Verwünschungen, Drohungen etwa in dem Sinne, daß der Kaiser sich seinen Dreck alleine machen könne, hat jeder im Kriege (und nun gar inmitten einer schweren Kampfhandlung wie hier) tausendmal gehört. Daß das in den Zeiten der Niederlage zunahm, ist selbstverständlich. Ich wenigstens habe es nie bestritten. Was ich jedoch auch nach diesem von Kuhl beigebrachten Material bestreite, ist, daß diese Stimmung durch Propaganda, durch systematische Revolutionierung künstlich gemacht ist. Ich behaupte, daß sie durch enttäuschte Siegeshoffnung, durch Ueberanstrengung, durch schlechte Ernährung, durch fortwährende Niederlagen, durch mangelndes Vertrauen in die Waffen, durch das hoffnungslose Gefühl dauernder Unterlegenheit gegenüber einem immer stärker werdenden Gegner überreichlich erklärt wird.

In dieser und in anderer Hinsicht leiden die Vertreter der Dolchstoß-Theorie an einem beklagenswerten Mangel an Begriffsschärfe. Sie wollen uns beweisen, daß die Propaganda der Heimat so stark, so systematisch, so wirksam war, daß durch sie und durch sie entscheidend die sonst noch auf lange Zeit hinaus kampf- und siegkräftige Front zerstört worden ist. Statt dessen begnügen sie sich damit, zu beweisen, daß es an der Front kurz vor dem Waffenstillstand Leute gegeben hat, die sich nicht mehr totschießen lassen wollten. Kuhl selber will mir beweisen, daß ich vollkommen unrecht habe mit meiner Behauptung, daß die Männer der O.H.L. sich erst lange nach Kriegsausgang auf die Dolch-

stoß-Theorie geeint und besonnen hätten. Statt dessen beweist er mir, daß Ludendorff, das Kriegspresseamt und seine eigene Heeresgruppe schon längst vor dem Zusammenbruch auf das Sinken der Disziplin und auf die Gefährlichkeit der unabhängigen Sozialdemokraten aufmerksam gemacht habe. Mit Verlaub, das sind zwei ganz verschiedene Dinge. Wir glauben Kuhl gern, daß Kriegsministerium wie Generalstab mit dem 4. August 1914 ihre alte laurige Stellung gegenüber den Sozialdemokraten innerlich nie aufgegeben haben. Es ist selbstverständlich, daß zum mindesten bei allen nachgeordneten Stellen die alte Beobachtung und Bespitzelung der politischen Linksparteien blieb. Was kam aber dabei heraus? Im Juli 1917 schrieb Ludendorff, daß nach einem Bericht des Kriegspresseamtes der Leipziger Demonstrationsstreik auf Aufhetzung durch die Unabhängigen zurückzuführen sei. Ich gehe auf die Naivität dieser Ansicht hier nicht ein. Es ist die Art, in der sich nun einmal in Deutschland der politische Spießbürger einen Streik nur vorstellen kann. Zehn Tage später — es ist die Zeit der Friedensresolution und der Matrosen-Revolten — behauptet Ludendorff, Gewißheit zu haben, daß die Unabhängigen im Heere eine die Manneszucht im höchsten Grade schädigende Wühlarbeit betreiben. Das klingt schrecklich. Aber man wird stutzig, wenn man als nachfolgende Erläuterung liest, daß es insbesondere gälte, zu verhindern, daß Mitteilungen und Flugschriften in die Truppen gelangen, die geeignet sind, die unbedingte (!) Siegeszuversicht zu mindern und das Vertrauen zu den Führern (!)zu untergraben. Und man wird das peinliche Gefühl nicht los, daß mit diesen Worten auf etwas ganz anderes abgehoben wird als auf revolutionäre Agitation und daß vielmehr die große „jüdisch-sozialistisch-demokratische“ Presse als die Blätter der Liebknechtleute gemeint sind.

Das sind einige der „Urkunden der O.H.L.“, die Kuhl seinen Lesern triumphierend vorsetzt und die beweisen sollen, daß die Dolchstoß-Theorie keine Nachkriegsgeburt ist, daß die Oberste Heeresleitung vielmehr schon vor dem Zusammenbruch genau gewußt hat, welche entscheidende Bedeutung die systematische Unterwühlung der Front für den Ablauf des Krieges und das Schicksal der Westfront habe. Ich wiederhole: es war bei uns selbstverständlich, daß die O.H.L., die Heeresgruppen, das Kriegspresseamt, daß alle militärischen Stellen der Heimat und der Front die politischen Linksparteien und ihren Einfluß im Heer beobachteten und bespitzelten. Es war bei dem Geist dieser Stellen auch selbstverständlich, daß sie ihre Beobachtungen sehr tragisch nahmen, sodaß zum Beispiel der Generalquartiermeister des Westheeres in einem besonderen Schreiben eigenhändig darauf aufmerksam machte, *in einem Einzelfalle sei bereits*

bekanntgeworden, daß der Aufruf der Zimmerwalder Konferenz seinen Weg in die Reihen der Armee gefunden habe (von Kuhl selber gesperrt gedruckt). Aber etwas ganz anderes — und etwas für Kuhl vollkommen Unverständliches — muß doch dann die Tatsache sein, daß, als die Niederlage plötzlich da war, als die Oberste Heeresleitung plötzlich nach Waffenstillstand schrie, als sie der erstaunten Zivilregierung, dem überraschten Parlament, als sie öffentlich diesen ihren Schritt rechtfertigen und die Gründe des Zusammenbruches klar legen sollte, weder Hindenburg noch Ludendorff noch von dem Busche noch Heye diesen Dolchstoß, diese Unterwühlung der Front durch die Heimat auch nur mit einem Wort erwähnte, sondern von dem Zusammenbruch der bulgarischen Front, von der schlechten Ernährung, von der wachsenden Uebermacht der feindlichen Reserven, von der amerikanischen Armee, kurz von all den Dingen redeten, die auch hier als Ursachen des Zusammenbruches angegeben sind. Die Sachlage scheint mir hiernach ganz klar. Die O.H.L. hat während des Krieges eine Reihe von Meldungen und Berichten über wirkliche und eingebildete Hetzereien linksradikaler Kreise in Heimat und Feld bekommen. Das war selbstverständlich und ist niemals bestritten. Aber die Meinung, daß eine bewußte Unterwühlung des Heeres bestand und diese systematische Unterwühlung der Front der entscheidende Grund ihrer militärischen Niederlagen war, diese Meinung hat sie bis zum Kriegsende nie geäußert. Das blieb Ludendorff und seinen Anhängern nach dem Kriege vorbehalten.

Ich komme zum Schluß. Wir haben oben gesehen, wie mit den Behauptungen über die verseuchte Front so merkwürdig kontrastierte das Lob des Heldengeistes, der an der Front im Gegensatz zur Etappe und zur Heimat bis zum Schluß geherrscht habe. Wie den Leistungen der Front, so ist es auch den Leistungen der Arbeiterschaft daheim ergangen. Wrisberg kann sich nicht genug tun in seinen Angriffen gegen die Hetzer und Verschwörer, die den Geist der Heimat zunichte gemacht haben. Aber wo er auf die wirklichen Leistungen der Heimat zu sprechen kommt, geht es ihm wie mit seinen Truppen in Flandern:

„Das Wirken der Gewerkschaften auf diesem Gebiet muß grundsätzlich gewürdigt werden. Ich habe mit ihnen zum Segen des Vaterlandes zusammengearbeitet. Solange die Arbeiterfragen in meinem Departement bearbeitet wurden, habe ich nicht über sie zu klagen gehabt, und ich glaube, daß auch sie meinen guten Willen erkannt haben.

Hinsichtlich der freien Arbeit heißt es in einer Denkschrift der Gewerkschaften: Man kann — vielleicht? — rechtlose Menschen zwingen, täglich eine bestimmte Zahl von Stunden an der Arbeit

zu stehen, aber man kann sie nicht zwingen, gut und wirksam zu arbeiten. Die Erfolge, die Deutschland während dieses Krieges mit seiner allem Zwang abholden Arbeiterpolitik erzielt hat, sprechen die deutlichste Sprache, namentlich, wenn man sie mit den relativen Mißerfolgen zusammenhält, die in anderen Ländern, z. B. in Oesterreich-Ungarn, aber auch in Groß-Britannien mit der Politik des Zwanges und der Diktatur gemacht worden sind.

Es ist dies derselbe Gedanke, der das Departement während des Krieges geleitet hat.

Waren die Gewerkschaften einerseits für die freie Arbeit, so haben sie andererseits versucht, ihre Mitglieder zur äußersten Arbeit zusammenzuhalten. „Arbeit ist Kriegspflicht" haben sie ihnen zugerufen."

Wrisberg kannte die Heimat und das Volk der Heimat, oder er lernte sie wenigstens durch seine Arbeit kennen. Er hat sich daher nicht nur von jenen Beschimpfungen ferngehalten, zu denen Ludendorff sich hinreißen läßt. Er hat die schwierigen Verhältnisse des heimischen Kriegslebens auch gegen die Angriffe aus dem Großen Hauptquartier kräftig betont und ihre Leistungen in Schutz genommen. Er beschuldigt die O.H.L. übersehen zu haben, daß die Arbeit in der Heimat grundverschieden von der Tätigkeit anderer militärischen Kommandostellen war:

„Hier genügte ein militärischer Befehl; der Kriegsminister konnte aber nicht im gleichen Maße auftreten. Eingehende Verhandlungen mit anderen Ressorts waren bei Fragen nicht rein militärischer Art unumgänglich.

Der geradezu gehässige Vorwurf: die blasse Furcht vor dem Reichstag habe auf die Heimatbehörde, also auch auf das K. M. lähmend gewirkt, muß nachdrücklichst zurückgewiesen werden. Klar ist, daß auf den Reichstag als Volksvertretung Rücksicht genommen werden mußte. Ich wüßte keinen anderen Weg, wie man auf verfassungsmäßige Weise die Forderungen z. B. der Kredite hätte durchbringen sollen, es sei denn, man hätte den Reichstag ganz beseitigt und sich dadurch außerhalb der Verfassung gestellt.

Es ist tief bedauerlich, daß Leute, die mit solchen beleidigenden, nichtssagenden Vorwürfen hervorgetreten sind, bei der O.H.L. eine entscheidende Rolle spielten. Sie waren die Urheber von Forderungen und Maßnahmen dieser Behörde, die in keiner Weise berücksichtigten, wie sehr die Verhältnisse sich geändert hatten, daß Kriegsbegeisterung und Spannkraft des gesamten Volkes nicht mehr die gleichen waren wie in der ersten Hälfte des Krieges.

Diesen Herren fehlte die Kenntnis der heimatlichen Verhältnisse vollständig. Die richtige Beurteilung des Volkes ging ihnen ab.

Die berufenen Männer des K. M. haben sich weiß Gott die redlichste Mühe gegeben, den Forderungen der O.H.L. nachzukommen, auch da, wo die Notwendigkeit des Krieges tief in das eigene Leben des Volkes eingriff. Sie haben versucht, sich von dem in der Heimat wehenden Geiste frei zu machen, sie mußten aber mit den Verhältnissen, wie sie vorlagen, rechnen. Es wäre besser gewesen, die O.H.L. hätte dies auch getan. Sie wurde aber falsch unterrichtet."

Wie Wrisberg, sieht sich auch der General Wurzbacher gezwungen, in dem früher zitierten Werke von Schwarte die eminenten Leistungen der Frauen, der Arbeiterschaft, der ganzen Front der Heimat rückblickend anzuerkennen.

„Ein tiefer Blick hinter die Front des kämpfenden Heeres, wo in der Heimat Millionen von Händen sich rührten, um die im Felde stehenden Brüder, Männer und Söhne mit allem zu versehen, dessen sie zur Abwehr der Feinde, zum Schutze der Heimat, zum Siege bedurften, konnte nur helle Bewunderung erregen."

Wie für die Soldaten wird für die Munitionsarbeiter betont, daß bis in die letzten Tage vor dem Zusammenbruch die Leistungen und der Wille zu ihnen gleich blieb:

„Zur Ehre der Arbeiterschaft muß hervorgehoben werden, daß noch im September 1918, also kurz vor der Revolution, die Monatsleistungen 13 762, im Oktober 1918 13 000 Maschinengewehre betrug. In der Gewehrfertigung sind die deutschen Fabriken auf einer Monatsfertigung von rund 200 000 Gewehren bis zum Kriegsschluß geblieben."

Wie für die Soldaten, so fragen wir nunmehr aber auch für die Arbeiterschaft: Was wollen eigentlich die Herren von der Dolchstoßlegende? Entweder sind ihre Lobeshymnen auf die Leistungen der Heimat unehrliche Schaumschlägerei oder ihre fürchterlichen Tiraden über die verhetzte Heimat, die dem Heer durch verminderte Arbeitsleistungen in den Rücken fiel, sind eitel Schwindel. Ein Drittes gibt es nicht.

Und damit soll nun wirklich Schluß sein. Ich bin Kuhl auf Gedankenwegen gefolgt, die abseits von meiner ursprünglichen Fragestellung liegen. Das war nötig, weil auf diesen Nebenwegen die meisten seiner Leser in die Irre laufen. Meine Titelfrage war kurz und bündig. Sie erstreckte sich nicht auf den ganzen Tatsachen-Komplex der Ursachen des Zusammenbruches. Kuhl zwang mich, auf diesen Tatsachenkomplex einzugehen. Ich habe das nur andeutungsweise getan — bin aber gerne bereit, die

Diskussion fortzusetzen. Diese Diskussion fördert den Gedanken der Volksgemeinschaft nicht. Für die Dolchstoßlegende aber ist sie tödlich. Ich hoffe, ihrer Fortsetzung und der Notwendigkeit, auch in ihre letzten schlammigen Tiefen hinabzusteigen, enthoben zu werden Ich weiß, daß das Wenige, das ich jetzt zu dieser Diskussion beigesteuert habe, nicht erschöpfend sein konnte. Ich schreibe dies in den knappen Zwischenstunden, die mir meine Mitarbeit im Kampfe um den Aufbau der deutschen Republik läßt. Ich hoffe, daß diese Zeilen möglichst vielen Lesern der Broschüre des Deutschen Offiziersbundes zu Gesicht kommen — und daß sie fühlen, daß dies nicht aus Rechthaberei, nicht aus reiner politischer Angriffslust, sondern aus dem Bestreben geschrieben ist, die Frage, ob der Krieg liquidiert werden mußte, aus dem Niveau der gegenseitigen Beschimpfung herauszuheben auf das Niveau historischer Einsicht. Wir waren numerisch, physiologisch, materiell, technisch, seelisch, strategisch am Ende — die Blockade hat uns erwürgt.

Wenn diese Einsicht die Einsicht aller guten Deutschen wird, ist der Streit um die Dolchstoßlegende zu Ende. So lange sie das nicht ist, werden wir uns wehren müssen, kräftig wehren müssen. Aber noch einmal: ich hoffe, daß das bald nicht mehr nötig sein wird. Wenn ich lese, mit wie viel Objektivität und sachlicher Vertiefung selbst ein Mann wie Escherich die Ursachen unseres Zusammenbruches darlegt, wie er sie in der wirtschaftlichen und politischen Misere des Krieges sucht, wie er — ein Todesurteil für die Dolchstoß-Theorie — offen ausspricht, daß „die deutsche Revolution des Jahres 1918 im wesentlichen die Folge des verlorenen Krieges, besser gesagt, der erschöpften Kraft“ ist, wenn ich lese, wie ein anderer Vorkämpfer konservativer Gedanken sich leidenschaftlich und mit den heftigsten Worten gegen diese unsere Volksgemeinschaft zerfressende Legende wendet, dann kann ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß dieser Streit durch wachsende Erkenntnis und vertiefte Einsicht in die bewegenden Faktoren der Ereignisse des Jahres 1918 beigelegt wird. Ich schließe mit den Worten jenes süddeutschen Konservativen Adam Röder:

„Der Dolchstoß von hinten, der Waffenstillstand von Compiègne, der Versailler Frieden, das Ultimatum, sind logische Handlungen einer auf Landesverrat gestellten Gesinnung.“ Mit dieser ungeheuren Lüge wird seit Jahren die Oeffentlichkeit vergiftet. Wenn man noch glauben könnte, diese „Auffassung“ sei wirklich auf Ueberzeugung begründet, wäre das ganze vom sittlichen Standpunkt aus zu ertragen. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Führenden in diesem Lager von der Unaufrichtigkeit solcher Darstellungen vollständig überzeugt sind, daß man

sie aber benützt, weil sie ein allzeit bequemes und durchschlagkräftiges Agitationsmittel darstellt ...

Wenn wie hier im ganzen Süden und Südwesten des deutschen Vaterlandes über zwei Jahre lang Tag und Nacht oft zwei- bis dreimal in den Keller flüchten mußten, weil Fliegerangriffe kamen, und man erlebte da die Stimmung der Hausbewohner und derer, die von der Straße hereinflüchteten, die Angstausbrüche und Weinkrämpfe der Kinder und Frauen —, wie alles in Haus und Familie, in Straße und Oeffentlichkeit nach dem Frieden schrie, nach dem Frieden um jeden Preis — alle, aber auch alle standen auf diesem Standpunkt — und wie ich als Gegner dieses Standpunktes in mancher schweren Fliegernacht im Keller den heftigsten Angriffen der Uebrigen ausgesetzt war, und man hält jetzt das Kreischen und Toben unserer Hypernationalen dagegen, jetzt, wo man wieder für viel Geld alles haben kann, wo sich's bei Wein und Bier famos zechen läßt und Fleisch und Weißbrot zu haben ist; da muß den ehrlichen Menschen eine tiefe Verachtung vor dieser Gesellschaft erfüllen. Alles rief nach Frieden, nach Frieden um jeden Preis. Wer anders sagt, der lügt. Und aus dieser Stimmung heraus, aus der Stimmung eines zermürbten, gequälten Volks ist der Frieden geschlossen worden. Wenn es einen Dolchstoß von hinten gibt, dann ist es die Unfähigkeit des deutschen Volkes, auf lange Zeit hinaus Entbehrungen und seelische Qualen ertragen zu wollen. Das ist der eine Grund des Zusammenbruchs, und der andere: Die Ueberlegenheit des Feindes. Wäre diese nicht vorhanden gewesen, so hätte Ludendorff nicht mit aller Kraft zum Waffenstillstand gedrängt. Ohne diesen Waffenstillstand wäre der ganze Süden und ganz Südwestdeutschland von den Ententetruppen überschwemmt worden, und die hätten dann in Baden, Hessen, Württemberg, Pfalz und dem Rheinland gezeigt, wessen Haß und Rache fähig sind. Ein Deutsches Reich gäbe es längst nicht mehr, aber auch im ganzen Westen des Reiches keine gesicherte Flur und keine gesicherte Stadt. Unser Elend ist wahrlich groß. Aber wie groß wäre es erst, wenn wir den sengenden und brennenden Feind im Lande gehabt hätten! Heute tun die Chauvinisten so, als ob das alles nicht gekommen wäre. Das eben macht die Agitation der Extremisten zur scheußlichen und verhängnisvollen Lüge, die um so gemeiner ist, als sie ad hoc gebraucht wird zu durchsichtigen Parteizwecken."

Ich habe diesen leidenschaftlichen Worten eines guten deutschen Patrioten nichts hinzuzufügen.

Otto Stollberg & Co., Druckerei und Verlagsanstalt, Berlin W 35